ARCHAEOLOGIA AUSTRIACA

Beiträge zur Paläanthropologie, Ur- und Frühgeschichte Österreichs

Herausgegeben
vom
Anthropologischen Institut
und
Urgeschichtlichen Institut
der
Universität Wien

Schriftleitung:
RICHARD PITTIONI
Wien

Heft 1

Wien
FRANZ DEUTICKE
1948

Alle Rechte, besonders das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1948 by Franz Deuticke, Wien.
Verlags-Nr. 4057.

Printed in Austria.

Zur Einführung

Ein Veröffentlichungsorgan für die gesamten Fragen der österreichischen Ur- und Frühgeschichtsforschung hat bisher gefehlt. Dem besonderen Interesse des Verlages Franz Deuticke, Wien, verdanken wir die Möglichkeit, die in zwangloser Folge erscheinende ARCHAEOLOGIA AUSTRIACA herausgeben zu können. Sie soll in engster Zusammenarbeit mit der paläanthropologischen Forschung zum zentralen Sprachrohr der heimischen Bodenforschung werden und bringt daher nur Originalarbeiten unserer Mitarbeiter. Auf den Abdruck von Besprechungen wird grundsätzlich verzichtet. Hingegen ist die Beifügung einer Bibliographie ab 1938 geplant. Wir bitten daher alle Fachkollegen um Einsendung zweckdienlicher Angaben.

Die Herausgeber.

Inhaltsverzeichnis:

A. Paläanthropologie: Seite

Ehgartner Wilhelm, Vier frühbronzezeitliche Schädel aus Oggau, Burgenland . . 1

B. Ur- und Frühgeschichte:

Hell Martin, Altbronzezeitliche Wohnstätten in Salzburg-Itzling 27

Hell Martin, Grabfunde der Urnenfelderzeit aus Bergheim bei Salzburg 38

Hell Martin, Neue Gräber der Urnenfelderkultur von Salzburg-Morzg 44

Hell Martin, Hausformen der Hallstattzeit aus Salzburg-Liefering 57

Kneidinger Josef, Spätbronzezeitliche Hügelgräber bei Gallneukirchen im Mühlviertel, O.-Ö. 72

Ladenbauer-Orel Hertha, Grabfunde der Hallstattzeit von Guntramsdorf bei Wien 81

C. Kleine Mitteilungen:

Hild Adolf, Ein Verwahrfund aus Feldkirch, Vorarlberg 88

Morton Friedrich, Eine urnenfelderzeitliche Lanzenspitze aus dem Schafberggebiet, Oberösterreich 90

Moßler Gertrude, Eine jungsteinzeitliche Ansiedlung auf dem Simonsberg bei Wien 92

Moßler Gertrude, Eine Hammeraxt aus Kupfer von Puch, Niederösterreich . . . 96

Müller-Karpe Hermann, Ein Scherbenfund der Laibacher-Moor-Kultur von den Steinkögeln bei Völkermarkt, Kärnten 98

A. PALÄANTHROPOLOGIE.

Aus dem Anthropologischen Institut der Universität Wien,
Vorstand: Prof. Dr. J. Weninger.

Vier frühbronzezeitliche Schädel aus Oggau, Burgenland.

Von Wilhelm Ehgartner, Wien.

INHALT:

	Seite
Einleitung	1
Erhaltung, Alter, Geschlecht und Besonderheiten der Schädel	3
Die Schädelform	4
Vergleich und Schlußfolgerung	13
Zusammenfassung	24

1. Einleitung.

Oggau am Neusiedlersee ist der Bodenforschung kein unbekannter Ort, bedeutet er doch eine jener wenigen glücklichen Fundstätten, aus denen nicht allein Funde einer einzigen Kulturperiode zutage kamen, sondern die Besiedelung von frühester Zeit an bis auf unsere Tage herauf sich urgeschichtlich nachweisen ließ. So ist Oggau in der glücklichen Lage, von der frühen Bronzezeit bis in die spätrömische Zeit des 4. Jh. n. Chr. in nahezu ununterbrochener Folge alle Kulturperioden verteten zu haben. Es ist leicht verständlich, daß ein solcher Fundort für die Urgeschichtsforschung eine besondere Bedeutung hat, da nicht allein die Entwicklung der einzelnen Kulturen, ihre chronologische Folge, ihre vielfachen zeitlichen Überschneidungen, ihr gegenseitiger Einfluß usw. beobachtet werden kann, sondern, mit allen diesen Fragen zusammenhängend, auch die Besiedelungsgeschichte eines, wenn auch kleinen, aber doch geschlossenen Raumes ohne wesentliche Lücken sich klar abzeichnen läßt. Seine prähistorisch höchste Bedeutung erlangt aber ein solcher Fundort dann, wenn neben den rein kulturellen auch noch die dazugehörigen anthropologischen Funde gemacht werden können. Damit erweitert sich der Ausblick von der Kultur- und Besiedelungsgeschichte auch noch auf die Bevölkerungsgeschichte, Prähistorie und Anthropologie vereinigen sich und es entsteht so das Idealbild menschlicher Urgeschichtsforschung überhaupt. Selten aber, nur allzu selten ist die Anthropologie in der glücklichen Lage, zu den kulturellen Funden auch die Überreste ihrer menschlichen Träger in die Hände zu bekommen, und wenn, dann allerdings nicht selten in einem so schlechten Erhaltungszustand, daß selbst sorgsamstes Bemühen nichts mehr damit anfangen kann. Ähnliches gilt leider auch für Oggau. Der vorliegende frühbronzezeitliche Hockerfriedhof und der spätrömische

Friedhof aus dem 4. Jh. n. Chr. [8, 23]), ebenfalls aus Oggau, sind einerseits nur Anfang und Ende einer langen Kette und außerdem anthropologisch zahlenmäßig nur wenig ergiebig, denn der Erhaltungszustand ist so schlecht, daß die meisten Skelette für eine einwandfreie wissenschaftliche Bearbeitung unbrauchbar sind. Je unvollständiger aber die einzelnen Skeletteile und je schlechter ihre Erhaltung ist, um so größer wird unvermeidlich der Beobachtungsfehler und, daraus sich ergebend, um so weniger gesichert das Urteil. Es scheint mir daher besser, sich in solchen Fällen nur auf wenige, aber brauchbare Fundstücke zu beschränken, dafür aber diese desto genauer zu bearbeiten. Gewiß gibt ein zahlenmäßig großes Material unseren Schlüssen auch eine größere Sicherheit und klärt vor allem manches Rätselhafte an einem einzelnen Individuum durch das Sichtbarwerden der Variationsbreite von selbst; allein das will nicht sagen, daß nicht auch wenige Fundstücke ihren Wert, ja manchmal sogar ihren besonderen Wert haben können. Jedes Individuum verkörpert schließlich einen Teil seiner Bevölkerung und läßt überdies in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle selbst an Bruchstücken noch das eine oder andere Merkmal seiner Rasse erkennen. Es ist daher keine Zahl an brauchbaren Fundstücken zu gering, als daß sie nicht für die weitere Forschung zumindest ebenso brauchbare Ergebnisse liefern würde. In diesem Sinne geben auch die hier bearbeiteten vier frühbronzezeitlichen Schädel aus Oggau einen wertvollen Beitrag für eine einmal später aufzustellende Rassengeschichte des österreichischen Raumes, zumal sie nicht allein stehen, sondern bereits mit anderen zum Teil sehr reichhaltigen Funden aus engerem und weiterem Raum vergesellschaftet sind.

Die Funde stammen nicht von einer geschlossenen Grabungsaktion, sondern kamen im Verlauf von zehn Jahren (1931 bis 1941) allmählich bei Bauarbeiten zum Vorschein, wurden aber meistenteils von sachkundiger Hand geborgen. Die kulturellen Reste wurden dem burgenländischen Landesmuseum in Eisenstadt, die anthropologischen Reste nach ihrer Präparation teils dem Naturhistorischen Staatsmuseum in Wien, teils dem Anthropologischen Institut der Universität in Wien übergeben, wo sie mir mein verehrter Lehrer, Herr Prof. J. Weninger, in freundlicher Weise zur Bearbeitung anvertraute.

Die bisherige Erschließung des Gräberfeldes — sie ist noch nicht vollständig abgeschlossen — ergab 22 Gräber, wovon 14 Skelettreste brauchbarer und unbrauchbarer Art enthielten. Die Zahl der brauchbaren beschränkte sich jedoch nur auf neun und auch von ihnen konnten vorläufig nur vier einer Bearbeitung zugeführt werden, da für die restlichen Skelette infolge kriegsbedingter Ursachen zur Zeit nicht mit Sicherheit gesagt werden kann, ob sie demselben Gräberfelde angehören. Sollte sich ihre Zusammengehörigkeit bestätigen, was fast als sicher angenommen werden darf, so werden sie einer nachträglichen Bearbeitung unterzogen werden.

Die anthropologischen Fragestellungen könnten indessen kaum verstanden werden, wenn nicht vorher zumindest am Rande etwas über die kulturelle Eingliederung des Gräberfeldes gesagt würde, denn gerade durch sie erwächst die eigentliche interessante Problematik dieser Funde.

Über die Fundumstände sowie über die urgeschichtliche Auswertung der kulturellen Funde sind wir durch Pittioni[22]) eingehend unterrichtet. Der Genannte befaßte sich schon 1937 in seiner „Urgeschichte Österreichs“ [21]) mit der Bedeutung der damals bekannten Funde und in den ebenfalls von ihm stammenden „Beiträgen zur Urgeschichte der Landschaft Burgenland“ sind nicht nur alle Fundberichte bis zum Jahre 1939 enthalten, sondern auch die gesamte kulturelle Problematik eingehendst behandelt. Außerdem stellte mir derselbe Verfasser ein über die restlichen Funde bis zum Jahre 1941 verfaßtes Manuskript (inzwischen veröffentlicht[24])) in liebenswürdiger Weise zur Verfügung.

Aus der großen Verschiedenheit des Fundmateriales konnte Pittioni drei Gruppen unterscheiden, die sich in drei Kulturen erfassen lassen: „Es sind dies der Typus Oggau als Abart der späten Glockenbecherkultur, die Wieselburger Kultur und die Kultur der frühen Mittelbronzezeit.“ Die besondere Bedeutung kommt dabei dem Typus Oggau zu, der in seiner Eigenart nach Pittioni als eine Nachkommenschaft der Glockenbecherkultur aufzufassen ist. Die zweite Schicht, die nordische Wieselburger Kultur dürfte wahrscheinlich zur selben Zeit, also annähernd parallel zum Typus Oggau zur Geltung gekommen sein und diesen überdauert haben, wogegen sich die Kultur der frühen Mittelbronzezeit als dritte Schicht an die Wieselburger Kultur anschloß. Berücksichtigen wir nun, daß alle drei Schichten in ein und demselben Gräberfeld gefunden wurden, so darf zumindest die Tatsache einer kontinuierlichen Besiedelung angenommen werden. Eine andere Frage allerdings ist, ob wir es, wie es Pittioni zur Diskussion stellt [[22]) S. 43], trotz der verschiedenartigen kulturellen Äußerungen möglicherweise mit einer einzigen im Wesen gleichgebliebenen Bevölkerung zu tun haben, oder ob wir auf Grund der Erfahrungen rassisch und völkisch verschiedene Elemente erwarten dürfen. Denn es liegt die Annahme nahe, daß uns mit der kulturellen Nachkommenschaft der Glockenbecherleute auch die bekannten Formen ihrer Träger in ähnlicher Weise entgegentreten, andererseits die Vertreter der nordischen Wieselburger Kultur in der üblichen Langschmalschädeligkeit sich von diesen abheben. Mit Bedauern müssen wir aber vorerst feststellen, daß von den vier bearbeiteten Skelettresten keines dem Typus Oggau angehört, drei von ihnen dagegen der Wieselburger Kultur (NL. 438, 440, 442) und ein Skelett zwar als bronzezeitlich erkannt, aber keiner eigentlichen Kultur zugeschrieben werden konnte (NL. 443).

2. Erhaltung, Alter, Geschlecht und Besonderheiten der Schädel.

Grab V, NL. 443. Männlich 40—50 Jahre (Tafel II). Erhaltungszustand: gut erhaltene *Calva* ohne weitere Bruchstücke. Alter: Sagittalnaht vollständig, Coronalnaht im Bereich der *Pars bregmatica* und *Pars temporalis* verknöchert, Lambdanaht noch offen. Geschlecht: sehr kräftige Superciliarbögen und Warzenfortsätze; der ganze Schädel außerordentlich voluminös.

Grab XVIII, NL. 442. Männlich 25—30 Jahre. Erhaltungszustand: *Calva* mit Bruchstück des Oberkiefers und Unterkiefers, einzelne lose Zähne. Alter: alle Nähte außen noch offen, die Coronalnaht aber an der Innenseite bereits obliteriert. M_3 vollständig durchgebrochen, aber noch nicht abgekaut. Geschlecht: Schädelwanddicke stark, erreicht stellenweise

6 mm, Superciliarbögen deutlich, Stirn zurückweichend ohne Betonung der Höcker, *Proz. mast.* kräftig, aber nicht hoch, das Muskelrelief besonders am Hinterhaupt kräftig ausgebildet.

Grab XIX, NL. 439. Weiblich 20—25 Jahre. Erhaltungszustand: unvollständige und nur schwer zusammensetzbare *Calva* mit einzelnen, nicht mehr verwertbaren Bruchstücken des Gehirn- und Gesichtsschädels; Unterkiefer, an dem der linke Ast vollständig, der rechte Ast teilweise fehlt. Der Schädel wurde infolge seines Erhaltungszustandes weder metrisch noch zeichnerisch bearbeitet. Alter: linker M_3 durchgebrochen, rechts fehlend; sämtliche Nähte innen und außen noch offen. Geschlecht: so weit erkennbar, steile, gut gewölbte Stirn ohne jede Betonung der Überaugenbögen, kleine Warzenfortsätze, schwaches Muskelrelief.

Grab XXa, NL. 438. Männlich fraglich 20—25 Jahre (Tafel I). Erhaltungszustand: *Calva* mit teilweise erhaltener Basis und Unterkiefer. Alter: M_3 beiderseits durchgebrochen, alle Nähte noch offen. Bruch an der Sphenobasilarfuge derart, daß anzunehmen ist, daß sie noch nicht vollständig und fest synostosiert war. Geschlecht: kleiner Schädel mit verhältnismäßig starker Wanddicke, die Stirn nur wenig zurückweichend und bauchig, die *Tubera frontalia* schwach aber doch deutlich fühlbar, die *Prozessus mastoidei* eher klein und spitz, das Muskelrelief besonders am Hinterhaupt gut entwickelt. Der Unterkiefer sehr kräftig mit breiten, steil aufsteigenden Ästen und auffallender Dicke im Bereich des M_2. Besonderheiten: Die *Sutura lambdoidea* ist zu einem breiten Nahtband mit zahlreichen Nahtknochen verbreitert, das *Lambda* nur ungefähr bestimmbar. Die Ebene des *Foramen magnum* ist nicht wie üblich nach vorne oben, sondern nach hinten oben in einem Winkel von 11° [34.] geneigt; die gesamte Basalgegend des Hinterhauptbeines zeigt zu dem eine starke Asymetrie. Alles in allem dürfte es sich um eine pathologische Verbildung handeln, die auch die Halswirbelsäule in Mitleidenschaft gezogen haben mußte, wobei eine leichte postmortale Verdrückung wahrscheinlich noch einen verstärkenden Einfluß ausgeübt hat.

Grab XXb, NL. 440. Männlich 20—25 Jahre (Tafel I). Erhaltungszustand: *Calva* mit Unterkieferbruchstücken und losen Zähnen. Alter: alle Nähte auch an der Innenseite noch offen, M_3 durchgebrochen, aber noch nicht abgenützt. Geschlecht: kräftige Superciliarbögen und *Prozessus mastoidei*, Temporallinien deutlich, Schädelwanddicke mäßig stark, Gesamteindruck maskulin. Unterkiefer grazil, eher weiblich anmutend. Zähne kräftig, besonders die C. Besonderheiten: M_2 li. und M_3 rechts kariös.

3. Die Schädelform.

Die Bearbeitung von Schädelresten ohne genaue Anhaltspunkte zur Einstellung in die Ohr-Augen-Ebene enthält von vorneherein einen größeren Beobachtungsfehler als dies normalerweise der Fall ist. Wenn auch ein einigermaßen geübter Kraniologe noch recht gut imstande ist, selbst ein Calvenbruchstück mit ziemlicher Genauigkeit in die Ohr-Augen-Orientierung einzustellen, so ist dies doch immer nur eine Annäherung und entbehrt der objektiven Genauigkeit. Es bleibt daher der Erfahrung des Bearbeiters überlassen, Formunterschiede in ihrem Wesen auch dann richtig zu erfassen, wenn selbst die methodisch einwandfreie Einstellung des Objektes unmöglich ist. Um aber den Leser von Anfang an auf diese Ungenauigkeit aufmerksam zu machen, halte ich es für richtig, in solchen Fällen nicht den strengen und exakten Begriff der Norma, sondern, wie Breitinger es zum ersten Male tat [6]), den in diesem Sinne erweiterten Terminus „Ansicht" zu verwenden. Es wird dadurch vermieden, daß der Leser bei der Überprüfung der Zeichnungen, Photographien und Formbeschreibungen dort einen Fehler oder wenigstens eine Ungenauigkeit zu entdecken glaubt, wo es sich in Wirklichkeit nur um die Divergenz persönlich verschiedener Auffassungen handelt.



NL. 438. NL. 440.

Frühbronzezeitliche Schädel von Oggau, Burgenland.



NL. 443.
Frühbronzezeitliche Schädel von Oggau, Burgenland.

a) Die Draufsicht.

Ein Blick auf die Tabelle I und Abb. 1 läßt ohne Mühe erkennen, daß wir es mit zumindest zwei im Wesen verschiedenen Formgruppen zu tun haben. Den absolut kurzen, relativ breiten und brachycranen Schädeln NL. 438 und NL. 440 steht der entschieden lange und breite, aber trotzdem noch gut mesocrane Schädel NL. 443 und der lang-schmale, eindeutig dolichocrane Schädel NL. 442 gegenüber. Neben den Unterschieden im Längen-Breiten-Index lassen andere metrische und beson-

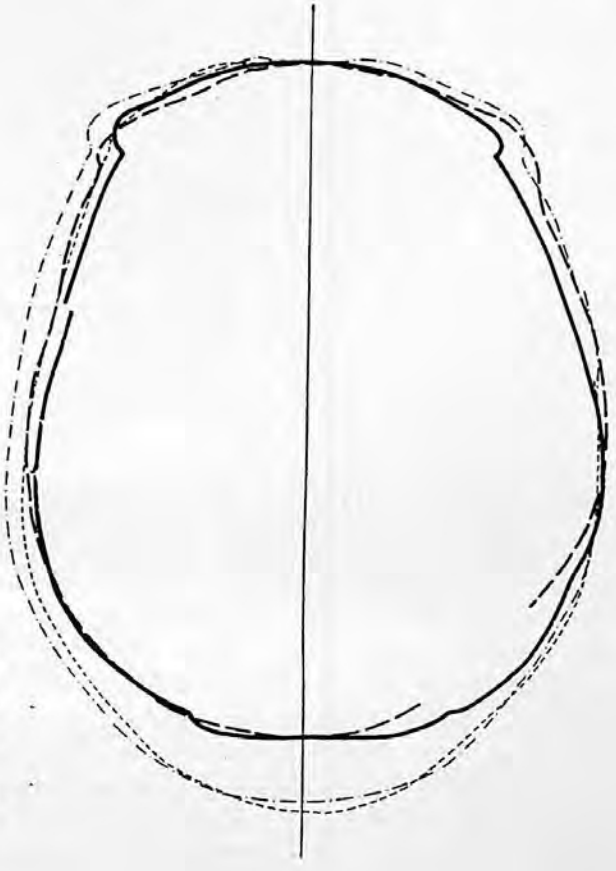


Abb. 1. Umrißkurven der Draufsicht von vier frühbronzezeitlichen Schädeln aus Oggau (g = op-Ebene); zum Vergleich auf Glabella und Medians agittale orientiert.
— — — NL. 438, ——— NL. 440,
— — — — NL. 442, — · — · — NL. 443.
(½ nat. Gr.)

ders formliche Merkmale den eigentlichen Wesensunterschied noch besser erkennen. Hier sind es besonders das Stirnbreitenverhältnis und die Gestalt des Hinterhauptes, die augenfällige Abweichungen voneinander aufweisen. Der außerordentlich niedrige Stirnbreitenindex des Schädels NL. 440 steht in seinem zahlenmäßigen Ausdruck etwas abgesondert, vergleicht man aber die Draufsicht mit der des Schädels NL. 438 (s. Tafel I), so ist die Ähnlichkeit in der Charakteristik der Bauweise trotz der bedeutend breiteren Stirn und des höheren Stirn-Breiten-Index des letzteren nicht zu

Tabelle I.

Nr.	Alter	Geschlecht	Draufsicht												Hinterhaupt- und Basalansicht											
			Größte Hirnschädellänge 1.		Größte Hirnschädelbreite 8.		Längenbreiten-index $\frac{8.}{1.} \times 100$		Hintere Länge H. L.		Lageindex der größten Breite $\frac{H.L.}{1.} \times 100$		Kleinste Stirnbreite 9.		Transvers.Fronto-parietalindex $\frac{9.}{8.} \times 100$		Größte Stirnbreite 10.		Frontalindex $\frac{9.}{\text{Transversaler } 10.} \times 100$		Hintere Breite H. B.		Hinterer Brei-tenindex $\frac{H.B.}{8.} \times 100$		Horizontalumfang über die Glabella 23.		Ohr-Bregmahöhe 20.		Breiten-Ohr-höhenindex $\frac{20.}{8.} \times 100$		Basion-Bregmahöhe 17.		Breiten-Höhen-index $\frac{17.}{8.} \times 100$		Größte Mastoidealbreite 13 (1).		Transvers. Panieto-mastoidealindex $\frac{13,1.}{8.} \times 100$		Transversalbogen 24.		Biaurikularbreite 11.	
NL. 438	ad.	♂?	169	mm	141	mm	83	mm	75	mm	44	mm	96	mm	68	mm	120	mm	80	mm	118	mm	84	mm	485	mm	121	mm	86	mm	139?	mm	99?	mm	113	mm	80	mm	330	mm	114
NL. 440	ad.	♂♂	171		138		82		66		39		89?		64?		115?		77?		120		87		485?		120		87		—		—		—		—		330?		—
NL. 442	ad.	♂♂	190		139		73		85		45		95?		68?		120?		79?		120		86		—		115		83		—		—		—		—		310?		—
NL. 443	mat.	♂	188		144		77		83		44		100		69		130		77		122		85		529		120		83		—		—		—		—		340?		—

übersehen. Der für beide Schädel kennzeichnende gerade Konturverlauf der Schläfengegend und die flache horizontale Wölbung der Stirn unterstreichen noch diesen Eindruck. Die Differenz der absoluten Maße wie der Indices sagt hier also wenig.

Ähnlich verhält es sich mit der Hinterhauptkurve. Sie biegt knapp hinter der größten Breite scharf nach innen um und begrenzt das Hinterhaupt fast mit einer Geraden. Auch hier zeigt NL. 438 nur wieder eine gemilderte Form bei einem im Prinzip gleichen Bauplan. Stirn, Scheitel und Hinterhauptabschnitt zusammengefaßt betrachtet bringen an beiden Schädeln lebhaft jene charakteristische Umrißlinie in Erinnerung, die Toldt[37]) zu seinen planoccipitalen Kurzschädeln zeichnete — und in der Tat — die Ähnlichkeit der Bauweise ist nicht zu verkennen. Der Schädel NL. 442 dagegen ist zwar in der Stirnbreite wie auch im Stirn-Breiten-Index dem Schädel NL. 438 fast vollkommen gleich, aber andererseits durch die Länge des ganzen Stirnbeines und der damit geringer erscheinenden Konvergenz seiner Seitenkonturen und dem langen, kegelförmig spitz sich verjüngenden Hinterhaupt dennoch von diesem grundverschieden. Seine Draufsicht ist lang und schmal und von ovalem Umriß. Wieder anders verhält sich NL. 443. Auch bei ihm ist das metrische Verhältnis zu den Schädeln NL. 438 und 442 wenigstens sehr ähnlich; die breite, kugelig gewölbte Stirn, die weit hinten liegende größte Breite und das verhältnismäßig kurze und stumpfe, aber dennoch nicht flache Hinterhaupt stellen jedoch eine eigenartige Bauweise dar, die kaum mit einem der drei anderen Schädel in engeren Zusammenhang gebracht werden kann und sich ebenso wenig einer der bekannten rassischen Formsysteme zuordnen läßt.

b) Die Hinterhauptansicht.

Die eindeutigen Formunterschiede der Draufsicht lassen erwarten, daß sich auch in der Ansicht von hinten eine ähnliche Gruppierung ergibt. Tatsächlich wird diese Erwartung bestätigt. Bedauerlicherweise konnte nur an dem Schädel NL. 438 die Basion-Bregmahöhe gemessen werden und muß selbst da mit Vorsicht gewertet werden, da die bedeutende Höhe durch die ungewöhnliche Tiefe und eigenartige Lage des Basion stark beeinflußt ist, also nicht als normal gelten kann. Daß aber auch die Ohrhöhe, besonders bei NL. 438 und 440 eine erhebliche Ausdehnung hat, ist nicht überraschend, ja für den harmonischen Gesamtbau dieser beiden Schädel förmlich eine Bedingung. Auch in ihrem Umriß haben sie wieder vieles miteinander gemeinsam (siehe Abb. 2). Die starke Verjüngung nach unten, die mäßige Betonung der Höcker und die flache Wölbung des Scheitels lassen die Ähnlichkeit nicht verkennen. Im übrigen muß hier wie im allgemeinen neben die Beschreibung stets das Bild gesetzt werden, da das geübte Auge viel rascher und sicherer Gleiches und Ungleiches zu erfassen und zu trennen vermag als begrifflich begrenzte Worte dies zu tun vermögen. Die noch stärkere Verjüngung zu den Warzenfortsätzen sowie die leichte Krümmung der aufwärts führenden Seitenkonturen an NL. 438 dürfte teilweise durch die geringe postmortale Verdrückung bedingt sein, teilweise auch eine individuelle Variante darstellen. Nicht übersehen werden darf aber das breite Nahtband der *Sutura lambdoidea*

mit ihren vielen Naht- und Schaltknochen. T o l d t hat diese Erscheinung zwar häufig an planoccipitalen Kurzschädeln gefunden, sie also auch hier nichts Außergewöhnliches wäre, doch dürfte es sich in diesem Falle eher um eine Wachstumsstörung im Zusammenhang mit der gesamten Verbildung des Hinterhauptbeines, besonders in der basalen Region handeln. NL. 442 fällt durch seine Niedrigkeit auf, obwohl sein Breiten-Höhen-Index metriocran ist; ganz anders dagegen NL. 443, dessen Breiten-Höhen-Index ebenfalls metriocran, sogar mit derselben Indexzahl 83, aber eindruckmäßig trotzdem bedeutend höher ist. NL. 442 wirkt durch seinen flachen Scheitel, durch die gewölbten Seitenkonturen und die verhältnismäßig kleinen Warzenfortsätze

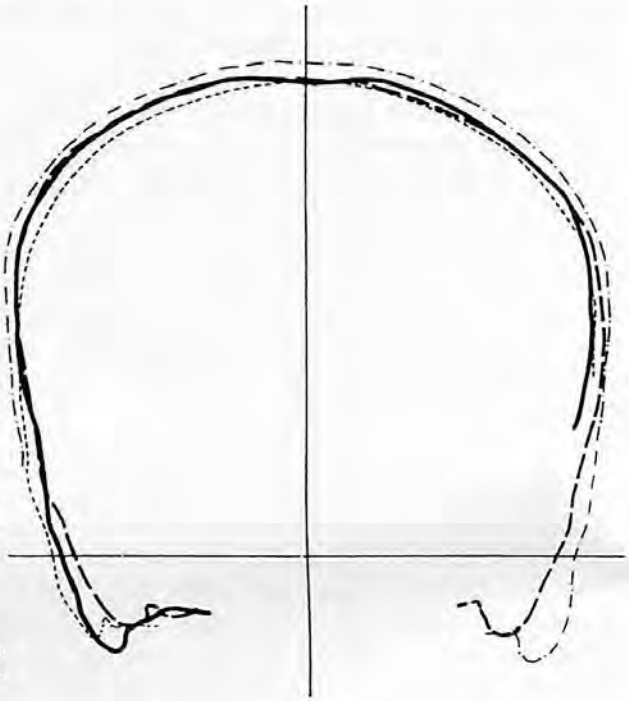


Abb. 2. Umrißkurven der Hinterhauptansicht von vier frühbronzezeitlichen Schädeln aus Oggau (OAE) bei gedeckter Mediansagittale und gleicher Höhe der Porien.
— — — NL. 438, ——— NL. 440,
— — — NL. 442, —·—·— NL. 443.
(½ nat. Gr.)

gedrückt; bei NL. 443 wird der gegenteilige Eindruck durch die bedeutende Basion-Bregma-Höhe hervorgerufen, die, wenn auch nicht direkt meßbar, so doch durch das vorhandene *Opisthion* leicht in ihrer wahren Größe geschätzt werden kann. Nach einer entsprechenden Korrektur darf mit einer Basion-Bregma-Höhe von mindestens 143 mm gerechnet werden. Durch das besonders tief sitzende *Opisthion* wird der bildliche Eindruck der Höhe von hinten noch verstärkt und wird von den ebenfalls tief sitzenden Warzenfortsätzen unterstrichen. Der Scheitelbogen ist gewölbter als bei den anderen drei Schädeln, aber in seinem Verlauf ähnlich, die Verjüngung geringer und die Seitenkonturen völlig gerade; lediglich die *Prozessus mastoidei* sind etwas nach innen abgesetzt, führen aber in der gleichen Flucht abwärts wie die Scheitelbeine.

c) Die Seitenansicht.

Obwohl die Hinterhauptansicht Unterschiede zeigt und besonders die Zusammengehörigkeit der beiden Kurzschädel ohne Zweifel erkennen läßt, wäre man aber doch nicht imstande, auf Grund dieser einen Ansicht allein eindeutig auf eine rassische Differenz zu schließen; dazu sind hier die Wesensunterschiede zu gering. Die Seitenansicht schließt sich in dieser Beziehung wieder der Draufsicht an und bestätigt die bereits dort gemachten Feststellungen. Der nahezu sich deckende Verlauf der Profilkurven der beiden Kurzschädel (s. Abb. 3) stellt auch in der Seitentansicht ihre Zusammengehörigkeit überzeugend dar und läßt an ihrer gesamten Wesensgleichheit keinen Zweifel mehr. Die Abweichung im Bereich der Unterschuppe hängt wieder mit der

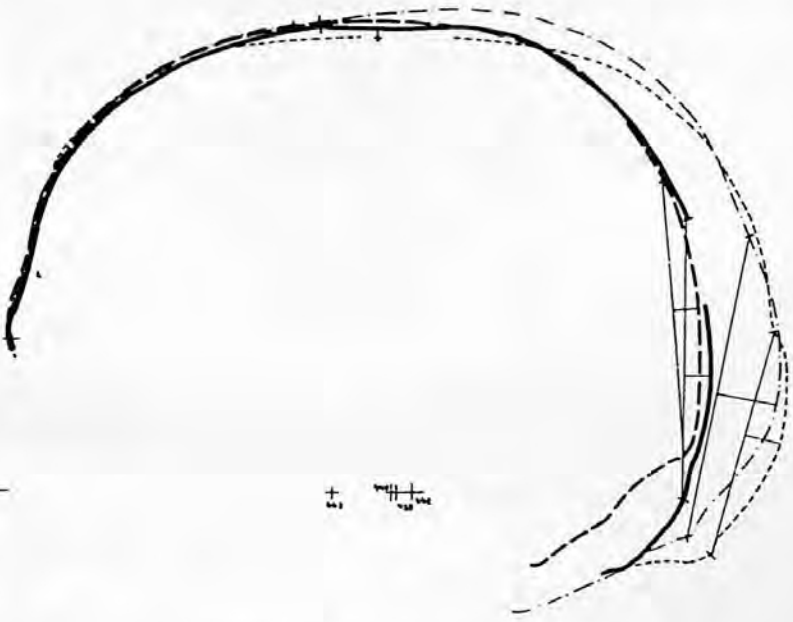


Abb. 3. Medians agittalkurven von vier frühbronzezeitlichen Schädeln aus Oggau bei jeweils gleicher Höhe von Glabella und li, Porion.
— — — NL. 438,
——— NL. 440,
— — — NL. 442,
— · — · — NL. 443.
(½ nat. Gr.)

Verbildung des ganzen Hinterhauptbeines an NL 438 zusammen, ebenso wie die außerordentlich hoch sizenden Punkte des Inion und des Lambda. Deutlich kommt an beiden Profilkurven die Flachheit des Hinterhauptes zum Ausdruck, wie die eingezeichneten Oberschuppensehnen zeigen. Diese Flachheit ist allerdings keine extreme und an beiden Schädel horizontal stärker als vertikal. Gerade diese letztere Tatsache berechtigt uns aber, sie nach der maßgeblichen Beschreibung T o l d t s noch zur planoccipitalen Formgruppe der Kurzschädel zu rechnen. Als Bestätigung dafür muß auch die Neigung der Oberschuppe gewertet werden, die durch den Winkel ihrer Sehne mit einer durch das Inion gezogenen Parallele zur OAE. sichtbar wird und der in beiden Fällen geringer als 90° ist. NL. 442 dagegen ist auch in der Seitenansicht mit allen Merkmalen eines Langschädels versehen. Die etwas steilere Stirn, der flache

Tabelle II.

Seitenansicht

Nr.	Alter	Geschlecht	Längen-Ohr-höhenindex $\frac{20.\times 100}{1.}$	Längen-Höhenindex $\frac{17.\times 100}{1.}$	g—po$_1$ °) 1.	op—po$_1$ II.	Lageindex des Porion $\frac{II\times 100}{I}$	Medianasagittalbogen 25.	Schädelbasislänge 5.	Bogenbasis-index $\frac{5.\times 100}{25.}$	Medianasagittalbogen 26.	Medianasagittale Frontalsehne 29.	Sagittaler Frontalindex $\frac{29.\times 100}{26.}$	Medianasagittaler Frontalbogen 27.	Medianasagittale Parietalsehne 30.	Medianasagittaler Occipitalbogen 28.	Medianasagittale Occipitalsehne 31.	Medianasagittaler Oberschuppenbogen 28 (1).	Medianasagittale Oberschuppensehne 31 (1).	Stirneigungswinkel 32 (1).	Krümmungswinkel des Stirnbeines 32 (5).	Lambda-Inionwinkel 33 (1a).
					mm	mm		mm	mm		mm	mm		mm	mm	mm	mm	mm	mm	°	°	°
NL. 438	ad.	♂?	72	82?	100	69	69	341	108	32	115	104	90	106	97	120	102	74	71	60	135	76
NL. 440	ad.	♂	70	—	95·5	75·5	83	—	—	—	125	111	89	110	99	—	—	72	70	61	134	77
NL. 442	ad.	♂	61	—	102	88	86	—	—	—	132	118	89	140	123	—	—	62	58	59	123	89
NL. 443	mat.	♂	64	—	82	106	129	383	—	—	122	108	89	132	122	129	108	81	75	65	131	85

°) Po$_1$ = Porion senkrecht auf die g—op Linie projeziert.

Scheitel, bei dem der Vertex nur wenig höher liegt als das Bregma und zudem weit hinter diesem und das weit ausladende Hinterhaupt mit der stark gewölbten und nach hinten sich neigenden Oberschuppe sprechen deutlich dafür. NL. 443 behält seine Besonderheit auch in dieser Ansicht. Die Stirn ist im Verhältnis zum männlichen Geschlecht des Schädels steil, der Scheitel hoch gewölbt, der Vertex ziemlich weit hinter dem Bregma gelegen. Geht die Charakteristik bis hieher verhältnismäßig einfach, so ist sie im Bereich des Hinterhauptes schwieriger, da hier zwei Abschnitte unterschieden werden müssen. Während die Scheitelpartie in der Höhe des Obelion sowohl horizontal wie vertikal flach ist, ist die Oberschuppe des Hinterhauptbeines in starkem Maße nestartig ausgebuchtet. Die Unterschuppe setzt langgestreckt und in der gleichen Richtung, aber mit flacher Wölbung weit nach unten und vorne fort, so daß Ober- und Unterschuppe kontinuierlich und ohne jede Knickung ineinander übergehen. Die Länge des Hinterhauptes steht hier im Gegensatz zur Kürze der Schädelbasis und es tritt eine jener seltenen Erscheinungen zutage, daß der Sitz des Ohrpunktes vorderständig ist.

Bedauerlicherweise sind wir bei keinem der vier Schädel in der Lage, etwas über das Gesichtskelett auszusagen, womit eine besondere Beschreibung der Vorderansicht wegfällt.

d) Die Unterkiefer (Abb. 4).

Als Teil des Gesichtskelettes kommt dem Unterkiefer als dessen einzig erhalten gebliebener Bestandteil erhöhte Bedeutung zu. Wenn auch nicht viel davon über das Obergesicht und damit zusammenhängend über das gesamte Gesicht gesagt werden kann, da wir die gegenseitigen Relationen noch zu wenig kennen, besonders nicht in rassischer Beziehung, so können doch einige wahrscheinliche Vermutungen daran geknüpft werden. Vor allem ist auffällig, daß die bisherige Übereinstimmung und festgestellte Ähnlichkeit der beiden Schädel NL. 438 und 440 sich nicht auch auf die Unterkiefer erstreckt. Hier treten Unterschiede auf, die die Ähnlichkeit der Gehirnschädel nicht erwarten ließ. Während der Hirnschädel von NL. 438 in seinen für das Geschlecht kennzeichnenden Merkmalen Anklänge zum weiblichen zeigt und die Zuordnung zum männlichen durchaus nicht ohne Bedenken erfolgen konnte, macht der kräftige Unterkiefer mit seinen breiten und relativ steil aufsteigenden Ästen (115°), dem niederen *Prozessus muscularis*, der flachen *Incisura semilunaris* und dem breiten Paraboloidbogen der Zahnreihe einen unbedingt männlichen Eindruck. Mag sein, daß sich hier sekundäre Geschlechtsmerkmale stärker äußern als am Hirnschädel, wo sie nur verwischt zu erkennen sind. In diesem Sinne spricht auch die bedeutende Dicke des *Corpus mandibulae* im Bereich des zweiten Molaren (17 mm) und die ausgeprägte *Protuberantia mentalis* mit ihrer schwach eingezogenen *Incisura submentalis*. Der Unterkiefer von NL. 440 dagegen ist wesentlich zarter und in allen seinen Teilen graziler gebaut. Seine Äste sind stark nach hinten geneigt (134°) und um 13 mm niedriger als bei NL. 438; das Muskelprofil ist schwächer und der Zahnbogen, obwohl parabolförmig, schmäler. Eine *Protuberantia* ist zwar vorhanden, aber nur schwach ausgebildet, die *Tubercula mentalia* stehen so nahe aneinandergerückt, daß eher von

einem Mediankinn als von einem Lateralkinn gesprochen werden kann. Versuchen wir nun, von der Bauweise des Unterkiefers auf jene des Obergesichts bzw. des ganzen

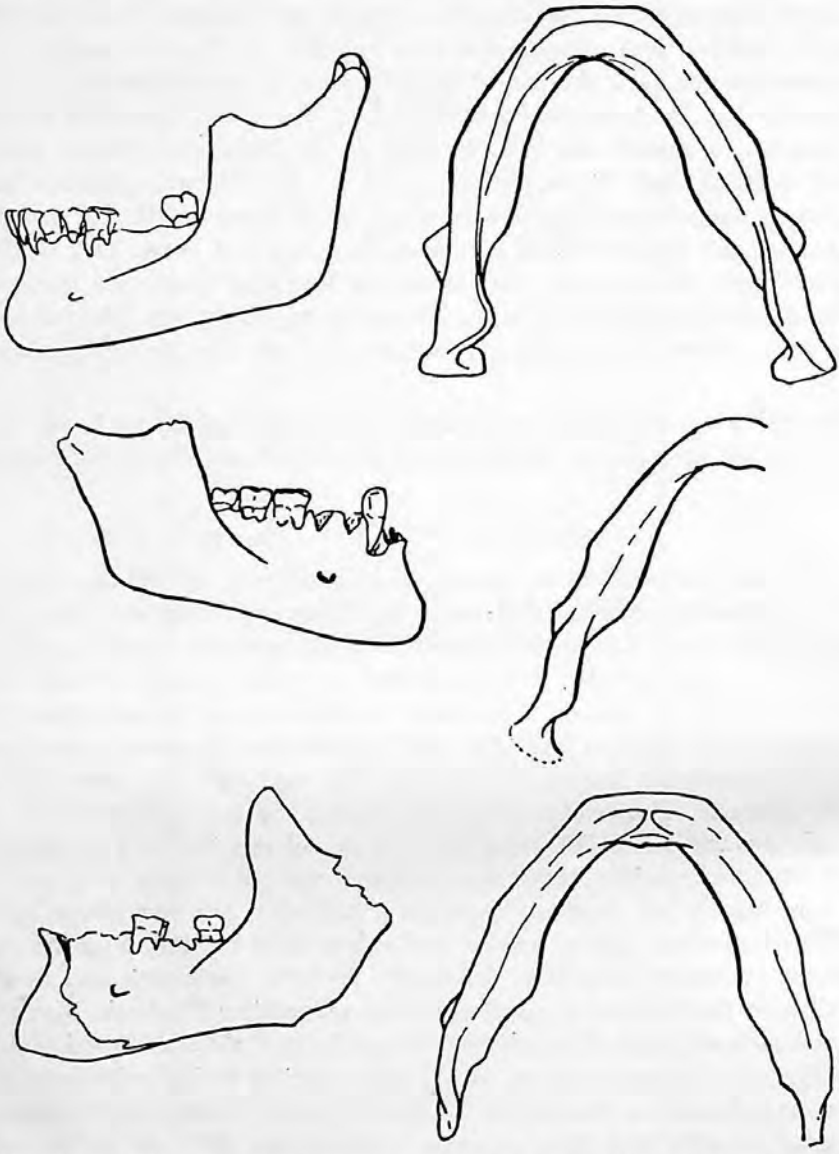


Abb. 4. Vier Unterkiefer von frühbronzezeitlichen Schädeln aus Oggau. Oben NL. 438, Mitte NL. 440, unten NL. 442. (½ nat. Gr.)

Gesichts zu schließen, so muß vorerst die allgemein große Variabilität des Unterkiefers berücksichtigt werden; trotzdem dürfen wir mit einiger Wahrscheinlichkeit



Frühbronzezeitlicher Schädel von Nähermemmingen. (Aus Breitinger 1939.)



Frühbronzezeitlicher Schädel von Nähermemmingen. (Aus Breitinger 1939.)

erwarten, daß sich im Obergesicht ähnliche Unterschiede zeigen würden. Vermutlich war auch das Obergesicht bei NL. 438 derber und wahrscheinlich infolge der größeren Asthöhe des Unterkiefers auch insgesamt höher als bei NL. 440. Schätzt man von der Unterkieferwinkelbreite auf die Obergesichtsbreite, so dürfte sie an beiden Schädeln eher schmal als breit gewesen sein; auf keinem Fall war aber das Untergesicht breit. Der Unterkiefer von NL. 442 ist in seiner Länge den anderen beiden gleich, in der Breite übertrifft er jedoch NL. 438 um 23 mm; trotzdem kann er nur als mäßig breit bezeichnet werden, da ein gut Teil der Breite durch die nach außen umgebogenen *Anguli* bewirkt wird. Sein Muskelrelief ist kräftig, was besonders an der Innen- und

Tabelle III.

Nr.	Alter	Geschlecht	Mandibula									
			Länge des Unterkiefers 68.	Kondylenbreite 65.	Breiten-Längen-Index $\frac{65. \times 100}{68.}$	Winkelbreite 66.	Kinnhöhe 69.	Asthöhe 70.	Astbreite 71.	Index des Unterkiefers $\frac{71. \times 100}{70.}$	Astwinkel	Breitenindex $\frac{66. \times 100}{65.}$
			mm	mm		mm	mm	mm	mm		°	
NL. 438	ad.	♂?	78	101	77	72	28	61	32	52	115	71
NL. 440	ad.	♂♂	79	—	—	—	31?	48	31	—	134	65
NL. 442	ad.	♂	78	—	—	95	33	—	30	—	—	—

Außenfläche des *Ramus* zum Ausdruck kommt. Die Kinnplatte ist hoch und vorspringend und durch die dreieckige Gestalt des ausgesprochenen Lateralkinns gekennzeichnet. Die Zähne sind trotz des geringen Alters schon stark, der M_1 sogar nahezu bis zur Pulpahöhle abgekaut. Der *Proz. art.* fehlt beiderseits, doch lassen die hohen und spitzen *Proz. musc.* darauf schließen, daß die gesamte Höhe hoch gewesen sein muß, woraus wieder eine nicht unbeträchtliche Höhe des ganzen Gesichtes vermutet werden kann, stets allerdings berücksichtigend, daß es sich dabei in keinem Falle um ein gesichertes Ergebnis handelt, das bindende Schlüsse erlaubt.

4. Vergleich und Schlußfolgerungen.

Fassen wir das bisherige Ergebnis kurz zusammen, so läßt sich ungefähr folgendes sagen: *Die beiden kleinen Schädel NL. 438 und NL. 440 gehören typologisch ohne Zweifel zusammen. Sie sind absolut kurz, relativ breit und hoch, zeigen eine starke Verjüngung im Stirn-Breiten-Verhältnis und haben ein flaches, planoccipitales Hinterhaupt. NL. 442 ist ein mäßig hoher Langschädel ohne außergewöhnliche Formmerkmale. NL. 443 ist trotz seiner Länge verhältnismäßig breit und ungewöhnlich hoch*

mit einem im Bereich der Scheitelbeine flachen, im Bereich der Oberschuppe ausgebuchteten Hinterhaupt.

Die Beantwortung der sich zunächst ergebenden Frage nach der rassischen Einordnung der einzelnen Schädel ist leider wie so oft gerade bei einzelnen Individuen nicht ohne Schwierigkeit, und da an unserem Materiale zum Verdruß auch noch der Gesichtschädel fehlt, so ist von vorneherein größere Vorsicht geboten. Wir werden uns daher vorerst zufrieden geben müssen, typologische Ähnlichkeiten mit anderen zeitlich und räumlich nahestehenden Funden nachweisen zu können, um dann von hier aus zu versuchen, auch der rassischen Frage näherzutreten.

Am leichtesten ist das gesteckte Ziel wohl bei NL. 442 zu erreichen. Würde man nicht wissen, daß diese Kalotte am Neusiedlersee gefunden wurde, sondern lediglich ihre Datierung aus der frühen Bronzezeit kennen, so würde man sie wahrscheinlich ohne großes Zaudern dem bekannten Gräberfeld von Gemeinlebarn aus der Aunjetitzerzeit, das zuerst von Schliz[30]) und später von Szombathy[36]) eingehend bearbeitet wurde, zurechnen. Tatsächlich ist die Ähnlichkeit auch eindeutig. Maßzahlen und Indices weichen entweder überhaupt nicht oder nur geringfügig von den Mittelwerten der Gemeinlebarner Schädel ab, und wo eventuell noch Zweifel vorhanden sind (Höhe!), werden sie durch die Formübereinstimmung mit dem von Szombathy abgebildeten Schädel Nr. 3257 ([36]) T. II) überzeugend verdrängt. Ich habe daher auch an dieser Stelle auf einen eingehenderen bildlichen Vergleich verzichtet.

Was aber seine Rassenzugehörigkeit betrifft, so soll im Zusammenhang mit Gemeinlebarn darauf hingewiesen werden, daß sowohl Schliz wie Szombathy es vermieden haben, die Gemeinlebarner Schädel rassisch genauer zu bezeichnen. Daß es Schliz nicht getan hat, mag an seiner Zeit gelegen haben, wo die Frage nach der Zugehörigkeit zu einer der modernen Systemrassen noch nicht im Vordergrunde stand; er begnügte sich damit, in ihnen einen eigenen Typus, den Aunjetitzer Typus zu erkennen. Daß auch Szombathy es nicht getan hat, mag aber eine tiefere Ursache gehabt haben. Er schien sich bewußt gewesen zu sein, daß weder eine Zuordnung zu einer der klassischen Langschädelrassen unserer heutigen Auffassung noch zu einer älteren charakteristischen Form, sei es entweder dem Nordendorfer- oder dem Gronertypus zumindest nicht ohne Vorbehalt möglich ist, und es mag auch für Schliz kein Zufall oder reine Willkür gewesen sein, daß er die Charakteristik dieses Materiales mit einem eigenen Namen belegte, wenngleich er grundsätzlich von dem Gedanken ausging, daß jeder größeren Kulturform auch ein besonderer anthropologischer Typus eigen ist. Weninger[39]) spricht vom Aunjetitzer Formenkreis und sieht nicht mit Unrecht darin cromagnide Merkmale (Hirnschädel, Proportionen der Gliedmaßen), und wir werden nicht weit fehlen, wenn wir insgesamt die rassische Grundsubstanz in Übereinstimmung von Schädelbau und Körpergröße einem nordischen Rassenkreis zuordnen; allein die wenigen Abbildungen, die Szombathy beigegeben hat, lassen besonders im Gesichtschädel Elemente vermuten, die anscheinend mehr nach dem Osten als nach dem Westen weisen und nicht ohne weiteres mit den Vorstellungen des „nordischen" oder des „fälischen" Gesichtes in Einklang zu bringen sind. Es wird einer dritten Überarbeitung des Materiales bedürfen, um als letztes auch dieser Frage

näher zu kommen und es ist nicht ausgeschlossen, daß dabei manches Unerwartete und Aufschlußreiche zutage kommt. *Vorläufig müssen wir uns begnügen, daß die Kalotte NL. 442 von Oggau in ihrem Typus den Gemeinlebarner Schädel eindeutig zugesprochen werden kann.* Diese Tatsache ist auch nicht überraschend, wenn man bedenkt, daß beide Fundorte diesseits der Donau gelegen und kaum 100 km Luftlinie voneinander entfernt sind und der nahe Strom einer großen Verkehrsstraße gleichzusetzen ist.

Schwieriger verhält es sich mit den beiden kleinen Schädeln NL. 438 und NL. 440. Nach der Bayernformel von Lee-Pearson [16]) berechnet, ergibt sich für NL. 438 ein Schädelinhalt von 1372 cm^3 und für NL. 440 1355 cm^3; beide liegen also im mittleren Bereich des Euenkephalen. Ihre Kleinheit ist daher mehr eine morphologische als eine absolute. Kleine Schädel sind im übrigen, ähnlich wie kleingewachsene Skelette im allgemeinen [Reche [25]), Matiegka [17]), Szombathy [35]), Saller [26])], seit dem Neolithikum keine Seltenheit und begegnen uns aus der engeren Umgebung in dem Gräberfeld von Gemeinlebarn in verhältnismäßig großer Zahl. Szombathy errechnete für 22 ♂ Schädel ein Mittel des Schädelinhaltes von 1465 cm^3 bei einer Variationsbreite von 1270 bis 1620 cm^3 und für 21 ♀ Schädel ein Mittel von 1344 cm^3 bei einer Variationsbreite von 1160 bis 1550 cm^3. Der Rauminhalt der beiden Oggauer Schädel liegt also noch über dem Durchschnitt der Gemeinlebarner ♀, wird aber andererseits auch von den ♂ nach der Minusseite hin weit unterboten. Ähnlich ist es mit der Körpergröße. Es konnte zwar nach der Methode Breitinger [5]) für NL. 438, dem einzigen Skelett, an dem sich die Körpergröße bestimmen ließ, eine Höhe von 159 cm errechnet werden (nach Martin an der Grenze zwischen klein und untermittelgroß), doch ist dieser Zahl infolge der fraglichen Geschlechtsbestimmung keine unbedingte Zuverlässigkeit beizumessen. In Gemeinlebarn dagegen beträgt die Körpergröße der ♂ im Mittel 164,2 (150 bis 177) cm und bei den ♀ 153,8 (140 bis 167) cm. Auch hier reichen bei beiden Geschlechtern die extremen Minusvarianten weit unter die für NL. 438 berechnete Höhe. Szombathy hat die Gemeinlebarner kleinwüchsigen Skelette in einer eigenen Arbeit eingehend behandelt [35]) und als Ergebnis zum Ausdruck gebracht, daß sie neben anderen Möglichkeiten am ehesten als Variationsextreme der normalen Bronzezeitbevölkerung anzusehen sind [[35]) S. 26], und zwar dadurch hervorgerufen, daß diese Individuen durch verschieden verursachte Wachstumshemmungen auf einer frühzeitigen Wachstumsstufe stehenblieben. Damit verband sich Szombathy mit E. Schmidt (1903), G. Schwalbe (1910), R. Pöch (1912) u. a. in der Widerlegung der Pygmäentheorie J. Kollmanns (1894) und W. Schmidts (1910), die in den Kleingewachsenen Reste einer pygmoiden Urbevölkerung Europas sahen °). Und wir werden auch in unserem Falle der Richtigkeit wahrscheinlich am nächsten kommen, wenn wir im Sinne Szombathys die beiden kleingewachsenen Skelette aus Oggau zwar nicht als Variationsextreme aber immerhin als Minusvarianten einer normalgewachsenen Bevölkerung werten. Als solche

°) In ähnlicher Weise vertritt auch Fr. Speiser [[33]) 1946] auf Grund seiner eigenen Forschungen im melanesischen Raum die Ansicht, daß zumindest der weitaus größte Teil aller melanesischen Kleingewachsenen als lokale Varianten der normalwüchsigen Bevölkerung aufzufassen sind.

Varianten müssen sie aber die charakteristischen Merkmale der Durchschnittsformen an sich tragen, wodurch wir wiederum imstande sind, sie typologisch und rassisch mit anderen ähnlichen Funden zu vergleichen.

Würde man die Schädel nun ohne jeden Vergleich mit anderen Funden, also einfach für sich allein, rassisch zu beurteilen versuchen, so wäre es naheliegend, sie auf Grund ihrer Kürze, ihrer relativen Breite und Höhe und vor allem ob ihres planoccipitalen Hinterhauptes kurzerhand mit der dinarischen Rasse der frühen Bronzezeit, den Glockenbecherleuten, in Verbindung zu bringen. Der Gedanke hat schon deshalb viel Bestrickendes an sich, da wir von der Urgeschichte her wissen, daß sich der kulturelle Zusammenhang des Gräberfeldes mit den Glockenbecherleuten einwandfrei nachweisen ließ. Dieses Urteil wäre aber nicht stichhältig und könnte einer schärferen Kritik kaum standhalten, denn es zeigen sich an den beiden Schädelresten auch Elemente, die nicht dinarisch sind, sondern mehr nach der lang schmalschädeligen Grundbevölkerung der engeren Umgebung hinweisen. Es sei daher der Vergleich mit diesen Funden etwas ausführlicher gehalten als es vielleicht die Größe des Materiales berechtigt.

Die Bronzezeit ist im Burgenland und besonders im angrenzenden größeren Niederösterreich mit anthropologischen Funden aus allen urgeschichtlichen Perioden am besten und zahlreichsten vertreten. Unter ihnen sind das Gräberfeld von Gemeinlebarn und das Gräberfeld von Hainburg a. d. Donau von besonderer Bedeutung, weil beide ein geschlossenes, zahlreiches und vor allem gut erhaltenes Fundmaterial darstellen. Während Gemeinlebarn von Szombathy vollständig und ausführlich bearbeitet wurde [30]), konnte Geyer für Hainburg vorerst nur einen geringen Teil der wissenschaftlichen Auswertung zuführen [8]). Als dritter bedeutungsvoller Fundort kommt noch Stillfried an der March [31]) hinzu, das wegen seiner Einheitlichkeit und Geschlossenheit an wissenschaftlichem Wert den anderen beiden kaum nachsteht. Ein ebenfalls größeres Material aus Schleinbach, B.-H. Wolkersdorf, wird zur Zeit von M. Weninger bearbeitet, konnte aber noch nicht berücksichtigt werden. Die übrigen bronzezeitlichen Funde, besonders aus Niederösterreich, sind, so weit es sich um Einzelfunde handelt, in ihrer Gesamtheit mit verwertet worden. Die Zahl der wichtigsten Vergleichsfunde wäre aber höchst unvollständig, wenn gerade die für die Glockenbecherform der frühen Bronzezeit klassisch gewordenen Funde von Nähermemmingen im bayerischen Ries [6]) fehlen würden, sind sie doch bis zur Zeit das größte und reinste Skelettmaterial einer Bevölkerung, die als Nachkommen der Glockenbecherleute angesehen wird. Da Stillfried sowohl metrisch wie morphologisch sich im Durchschnitt dem Gräberfeld von Gemeinlebarn anpaßt, zumindest aber keine greifbaren rassischen Differenzen aufweist, halte ich einen eingehenden Vergleich an dieser Stelle nicht für notwendig.

Es stehen daher den Schädeln NL. 438 und NL. 440 aus Oggau im engeren Vergleich in der Hauptsache die Funde von Nähermemmingen und Gemeinlebarn gegenüber, diese gleichsam als Antipoden, da sie ohne Zweifel in ihrer Gesamtheit rassisch miteinander nichts zu tun haben. Während die Nähermemminger Skelette von Brei-

tinger vorwiegend als dinarisch angesprochen werden, müssen wir die entsprechende Zugehörigkeit der Gemeinlebarner Schädel in einer ausgesprochenen Langkopfrasse suchen. Es ist aber auch für sie kennzeichnend, daß es trotz ihrer sonstigen Einheitlichkeit auch unter ihnen eine, allerdings kleine Gruppe gibt, die, abgesehen von anderen Merkmalen, auch im Schädelbau vom Durchschnitt der übrigen merklich abweicht. Eine solche Erscheinung ist jedoch, ohne dabei gleich an rassische Verschiedenheiten denken zu müssen, nichts Außergewöhnliches, denn bekanntlich hat jede, auch noch so sehr einheitliche Bevölkerung ihre vom Durchschnitt mehr oder weniger abweichenden Varianten. Ich habe nun alle kurzen, relativ breiten und brachycranen Schädel aus Gemeinlebarn zusammengefaßt und einerseits mit den ebenfalls kurzen und brachycranen Schädeln aus Oggau, gewissermaßen als ähnliche Varianten, und

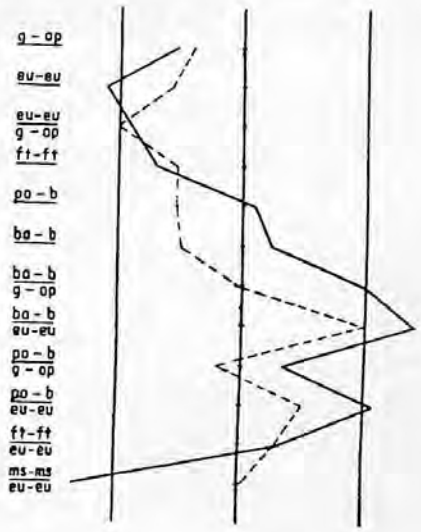


Abb. 5. Abweichungsdiagramm. Basis = Nähermemmingen (n = 18), ———— Oggau NL. 438 und NL. 440, — — — — — — Gemeinlebarner Kurzschädel (n = 6).

andererseits mit allen Nähermemminger Schädeln verglichen. Metrisch läßt sich dieser Vergleich wohl am anschaulichsten durch das Mollisonsche Abweichungsdiagramm [18]) zeigen, wobei in diesem Falle die Nähermemminger als größte Gruppe die Basis darstellen. Auf die neutraleren Gruppenwerte mußte leider verzichtet werden, da die Anzahl der Oggauer und die der ausgesuchten Gemeinlebarner Schädel dazu viel zu gering ist; es sagen aber auch die absoluten Werte, entsprechend betrachtet, noch genug. Abb. 5 zeigt nun recht anschaulich, daß die Abweichungstendenz der beiden Vergleichsgruppen im großen und ganzen dieselbe ist, d. h., daß sie zusammen wenigstens metrisch Ähnlichkeiten haben. Diese Ähnlichkeit ist allerdings bis zu einem gewissen Grade zu erwarten, denn die sechs Gemeinlebarner Schädel wurden ja von vorneherein in einer ganz bestimmten Weise, nämlich in bezug auf die größte Hirnschädellänge, den Oggauern ähnlich ausgesucht; es soll aber andererseits nicht übersehen werden, daß auch wesentliche Unterschiede zwischen diesen beiden Gruppen

vorhanden sind: so ist die Gemeinlebarner Gruppe breiter und in den Höhenmaßen niedriger. Betrachten wir die Abweichungen beider Gruppen von den Nähermemminger Schädeln, so ist unschwer festzustellen, daß die Ähnlichkeiten mit diesen nicht sehr groß sind, ja daß die Abweichung der Schädel aus Oggau sogar um ein Geringes stärker ist als jene von Gemeinlebarn. Es soll aber auch hier nicht übersehen werden, daß die Hauptursache hiefür darin zu suchen ist, daß sowohl NL. 438 wie auch NL. 440 trotz der Brachycranie in ihrer größten Breite absolut schmal sind und mit der wirklich großen Breite der Nähermemminger Schädel nichts zu tun haben, wogegen sie sich in den Höhenmaßen diesen recht gut angleichen. Die mit der Schädelbreite verbundenen Indices zeigen natürlich dieselben Abweichungstendenzen.

Um den Vergleich auf eine noch einheitlichere Ebene zu bringen, habe ich nun auch von den Nähermemminger Schädeln jene herausgesucht, deren größte Schädellänge nicht über 170 mm hinausgeht, um so in einem charakteristischen Merkmal bei

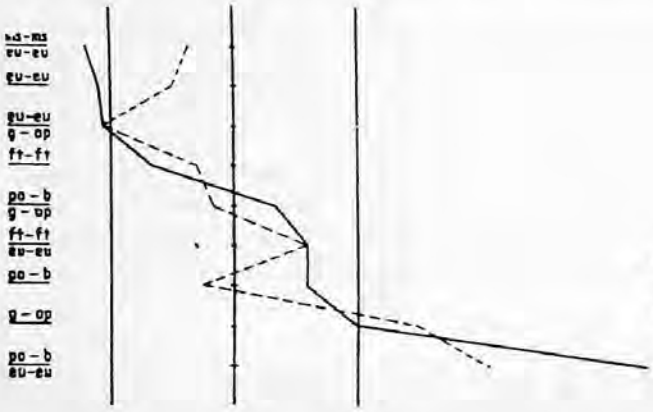


Abb. 6. Abweichungsdiagramm. Basis = Nähermemminger Kurzschädel (n = 5), ——— Oggau NL. 438 und NL. 440, — — — Gemeinlebarner Kurzschädel (n = 6).

allen drei Gruppen eine annähernde Gleichheit zu erreichen. Daß diese ausgesuchten Nähermemminger Kurzschädel zugleich auch breit und damit brachycran resp. hyperbrachycran sind, zeigt die Tabelle IV. Das Abweichungsdiagramm (Abb. 6) bringt indessen nichts nennenswert Neues. Die Abweichungstendenz der beiden Vergleichsgruppen (Oggau und Nähermemmingen) ist dieselbe, die gegenseitigen Unterschiede, besonders in bezug auf die Ohrhöhe und die Verjüngung von der größten Schädelbreite hinab zu den Warzenfortsätzen kommt nocht etwas klarer zutage, ändert aber nichts mehr an dem bereits Festgestellten. Die ungewöhnlich hohe Differenz im Breiten-Ohrhöhen-Index ist auch hier wieder auf die absolute Schmalheit der Vergleichsschädel gegenüber der Basisgruppe zurückzuführen.

Fassen wir das metrische Ergebnis zusammen, so können wir sagen, daß die beiden Schädel NL. 438 und NL. 440 aus Oggau sowohl mit den Nähermemminger wie auch mit den Gemeinlebarner Schädel Gemeinsames haben, daß wir sie aber weder der einen noch der anderen Gruppe eindeutig zuschreiben können, ja daß wir nicht

Tabelle IV. Brachycrane Schädel
aus Oggau und Gemeinlebarn, Kurzschädel aus Nähermemmingen.

OGGAU

Bezeichnung	♀♂	g — op	eu — eu	eu — eu / g — op	po — b	ba — b	po — b / g — op	ba — b / g — op	po — b / eu — eu	ba — b / eu — eu	ft — ft	ft — ft / eu — eu	ms — ms / eu — eu	Gesamtzahl der Schädel 4
NL. 438	♂?	169	141	83	121	139?	72	82?	86	99?	96	68	80	
NL. 440	♂	171	138	82	120	—	70	—	87	—	89?	64	—	

NÄHERMEMMINGEN (Breitinger, E., 1939)

18	♂	168	140	83	108	130	64	77	77	93	90	64	90	Gesamtzahl der Schädel 18
1 Sk. 1	♂♀	170	162	95	123	139	72	82	76	86	99	61	83	
4 Sk. 2	♀♀	169	142	84	114	134	67	79	80	94	95	67	89	
17	♀♀	167	149	89	111	—	66	—	75	—	99	66	—	
15	♀♀	166	159	96	124	—	75	—	78	—	—	—	81	

GEMEINLEBARN (Szombathy, J., 1934).

6163	♂	170	145	85	118	137	69	81	81	94	92	63	77	Gesamtzahl der Schädel 74
3243	♂♀	177	163	81	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
6138	♀♀	166	133	80	110	128	66	77	83	96	91	68	83	
6125	♀♀	168	135	80	114	135	68	80	84	100	92	68	87	
6173	♀♀	174	147	84	—	—	—	—	—	—	103	—	83	
6118	♀♀	169	143	85	—	—	—	—	—	—	—	—	90	

einmal daraus ersehen können, ob sie überhaupt und wenn, in welchem Grade sie mit der einen oder anderen Gruppe verwandt sind.

Etwas klarer wird das metrische Bild, wenn wir zum Abweichungsdiagramm der Abb. 5 noch die Mittelwerte des gesamten Materiales von Gemeinlebarn und Stillfried hinzufügen (Abb. 7). Diese Darstellung zeigt ziemlich deutlich, daß die beiden Schädel aus Oggau in fast allen angeführten Merkmalen eine Art Zwischenstellung zwischen Nähermemmingen und Gemeinlebarn einnehmen, wobei die Anlehnung an Nähermemmingen noch größer erscheinen mag als die an Gemeinlebarn. Andererseits geht in ähnlicher Weise hervor, daß die Gemeinlebarner Kurzschädel noch viel mit den Langschädeln zu tun haben und, soweit wir metrisch sehen, nichts absolut Rassenfremdes innerhalb dieser Bevölkerung verkörpern. Etwas Endgültiges können wir aber auch auf Grund dieses Vergleiches nicht sagen.

Jeder metrische Vergleich wäre aber illusorisch und könnte, wie das Beispiel zur Genüge zeigt, zu keinem befriedigenden Ergebnis führen, wenn nicht ein entsprechender morphologischer Vergleich ebenbürtig daneben gestellt würde, denn das Wesentliche einer rassischen Gestaltlichkeit liegt bekanntlich nicht so sehr in ihren absoluten Maßen und Indices, sondern im harmonischen Zusammenspiel der immer wiederkehrenden, weil erblich bedingten, Formcharakteristiken. Die Arbeit Breitingers[6]) hat in dieser Hinsicht entschieden den großen Vorzug vor anderen ähnlichen Arbeiten, da

sie von den meisten der bearbeiteten Schädel ausgezeichnete Abbildungen enthält. Zwei durchschnittliche Vertreter davon herausgesucht und auf Tafel III, IV wiedergegeben, lassen nun überzeugend die gleichen morphologischen Charaktere erkennen, wie sie uns an den beiden Schädeln aus Oggau begegnen. Es mag dazu noch besonders darauf hingewiesen sein, daß der Schädel von Grab 18 nahezu dieselben Größenverhältnisse zeigt wie NL. 438 und NL. 440, also ebenfalls zu den relativ kleinen Schädeln zu rechnen ist. Die Betonung der größten Breite, die starke Verjüngung im Stirn-Breiten-Verhältnis, das ziemlich flache Hinterhaupt sowohl horizontal wie vertikal und die ebenfalls ziemlich starke Verjüngung von der größten Breite zu den Warzenfortsätzen in der Hinterhauptansicht ist hier wie dort von der gleichen wesentlichen Beschaffenheit und es dürfte sich schon allein aus diesen Beispielen die Berechtigung ableiten

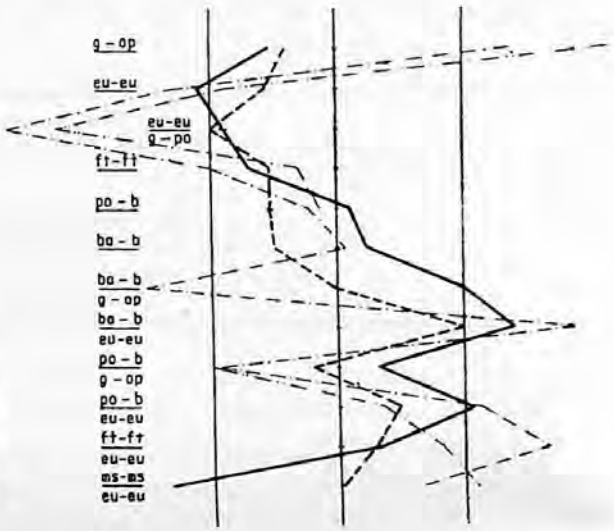


Abb. 7. Abweichungsdiagramm. Basis = Nähermemmingen (n = 18), ——— Oggau NL. 438 und NL. 440, — — — Gemeinlebarner Kurzschädel (n = 6), —·—·— Gemeinlebarn gesamt (n = 74), ——·——·—— Stillfried gesamt (n = 8).

lassen, die beiden zeitlich gleichen Schädel aus Oggau in eine genetische Beziehung zur Glockenbecherrasse zu bringen. Eine weitere Bestätigung in dieser Richtung läßt sich aber auch aus unmittelbarer Nähe selbst erbringen. G e y e r [9]) konnte, wie schon erwähnt wurde, im Verlauf seiner vorläufigen Untersuchungen über das frühbronzezeitliche Gräberfeld von Hainburg an der Donau, das kaum 30 km von Oggau entfernt liegt, zwei Skelette einwandfrei dem Glockenbechertypus zuschreiben. Abb. 8 zeigt nun, die beiden Schädel auf gleiche Länge gebracht, besser als Worte dies zu tun vermöchten, wie sehr auch hier eine Übereinstimmung im grundlegenden Bauplan vorhanden ist, ohne aber dabei zu übersehen, daß NL. 438 bei gleicher Länge doch um einiges schmäler ist. Ein drittes, ähnlich anschauliches Beispiel möge der von M a t i e g k a [34]) beschriebene Glockenbecherschädel aus Řež in Böhmen sein (Abb. 9) und damit das gesamte Bild abrunden. Hier ist die Formähnlichkeit vielleicht noch einprägsamer als beim Hainburger H. 12. Wir haben in Řež VII aber keinen ausge-

sucht dinarischen Schädel vor uns, dafür sind die Kantigkeiten schon zu stark verrundet und er könnte vielleicht bei oberflächlicher Betrachtung mit einem ostischen Rund-

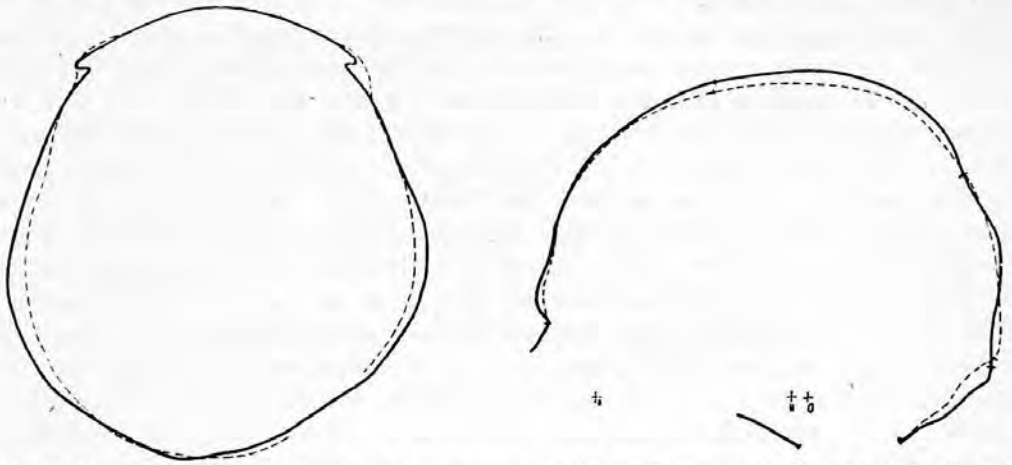
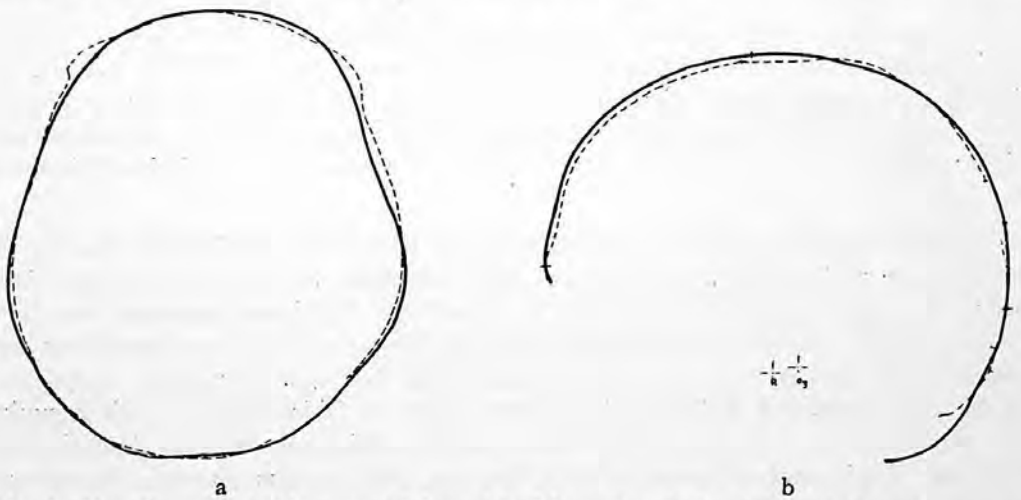


Abb. 8. Umrißkurven der Drauf- und Seitenansicht der frühbronzezeitlichen Schädel NL. 438 aus Oggau — — — und H. 12 aus Hainburg a. d. Donau ——— (Geyer 1930). $^1/_3$ nat. Gr.

schädel mit schwach kurvoccipitalem Hinterhaupt verwechselt werden. Wo liegt aber überhaupt die Grenze zwischen beiden? Auf diese Frage hier näher einzugehen, würde



a b

Abb. 9. Umrißkurven frühbronzezeitlicher Schädel, a Draufsicht: NL. 438 Oggau ———, Řež VII Böhmen — — —; b Seitenansicht: NL. 440 Oggau ———, Řež VII Böhmen — — — (Stocky und Matiegka 1925). $^1/_3$ nat Größe.

zu weit führen, man mag aber immerhin im Sinne F i s c h e r s [4] S. 172] bedenken, daß wir bei jeder Rasse mit einer verhältnismäßig großen Reaktionsbreite, in unserem

Falle vielleicht besser als Variationsbreite verstanden, rechnen müssen, wobei es durchaus möglich ist, daß „der Ausschlag nach einer Seite so groß ist, daß er sich mit dem einer erblich ganz anderen Form noch überschneidet". Daß die dinarische und die ostische Rasse zumindest im Bau des Hirnschädels — und um den handelt es sich ja hier allein — manches gemeinsam haben und auch die Ursache ihrer Entstehung möglicherweise auf ähnliche Faktoren zurückgeführt werden kann, läßt sich kaum bestreiten, und so ist die Unterscheidung in Grenzfällen außerordentlich erschwert. Auch Breitinger mußte feststellen, daß nicht alle Nähermemminger Schädel dem Idealtyp der dinarischen Rasse entsprechen und machte dafür einen ostischen Einschlag verantwortlich, konnte dies aber in keiner Weise begründen, ja er mußte wenige Zeilen darunter resigniert gestehen, daß es bis zur Zeit überhaupt noch an brauchbaren Arbeiten über die kennzeichnenden Merkmale dinarischer und ostischer Schädelgruppen fehlt [6) S. 525]. So lange wir aber über die Biologie des Schädelbaues im allgemeinen und im besonderen über die Ursachen und die Modifikationserscheinungen der Verrundung, denn davon sind beide Rassen in gleicher Weise betroffen, keine einigermaßen klaren Vorstellungen haben, können wir uns immer nur auf bloße Ähnlichkeitsdiagnosen verlassen und müssen daher gewärtig sein, daß wir selbst bei gewissenhaftester Beurteilung eines Schädelmateriales in bezug auf Rasse Irrtümer begehen. Je genauer daher der Vergleich durchgeführt wird, um so mehr Verläßlichkeit dürfen wir unserem Urteil anrechnen.

Fassen wir die Betrachtungen über die beiden Schädel NL. 438 und NL. 440 aus Oggau zusammen, so hat folgende Vorstellung vielleicht die größte Wahrscheinlichkeit: *Beide Individuen lassen sich von jener kleingewachsenen und kleinköpfigen Gruppe bodenständiger Bevölkerung ableiten, wie sie uns von Gemeinlebarn her bekannt ist, jedoch stark vermischt mit Elementen der dinarischen Glockenbecherleute, welche im Bau des Gehirnschädels besonders deutlich in den Vordergrund treten. Es scheint mir daher auch berechtigt zu sein, sie für vermischte Nachkommen der Glockenbecherleute zu halten.*

Als letztes bleibt noch die Beurteilung der Kalotte NL. 443 übrig. Sie ist die schwierigste und am wenigsten ergebnisreiche zugleich, denn ihre eigenartige Form läßt sich keiner Systemrasse auch nur in irgendeiner Beziehung eindeutig zuordnen. Mag sein, daß auch dieser Schädel als eine Mischform zwischen der dinarischen und einer Langkopfrasse aufgefaßt werden kann, doch läßt sich eine solche Auffassung auch nicht annähernd stichhältig begründen, denn es fehlen jegliche Anhaltspunkte dazu. Gewiß zeigt das Hinterhaupt im Bereich der Scheitelbeine eine deutliche Abflachung, die besonders horizontal auffallend ist, doch ist das gesamte Hinterhaupt infolge der ausgebuchteten Oberschuppe weit davon entfernt, planoccipital zu sein. Der Schädel ist auch hoch, fast zu hoch für einen Langschädel, aber seine Länge ist trotzdem groß und ebenso seine Breite. Der Grundbauplan scheint mir aber doch mehr der von einem Langschädel zu sein, wofür vor allem die ungewöhnliche postauriculare Länge des Hinterhauptes spricht. Bei all dem ist es aber nicht uninteressant, daß der Schädel trotz seiner Eigenart keine einmalige Erscheinung ist, sondern sich

Parallele zu ihm, wenn auch weit verstreut, da und dort finden. So konnten aus der Literatur drei ganz ähnliche Fälle beobachtet werden, von denen ich zwei besonders herausgreifen will. Heberer[11]) beschreibt einen schnurkeramischen männlichen Schädel aus Dürrenberg, Kr. Mersebeug, dessen metrische, besonders aber morpho-

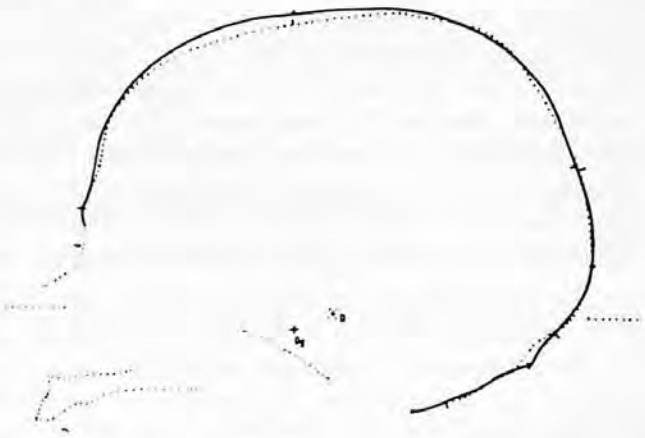


Abb. 10. Mediansagittalkurve des frühbronzezeitlichen Schädels von Oggau NL. 443 ——— und des neolithischen Schädels von Dürrenberg an der Saale ..... (Heberer 1938). Beide Kurven auf gleiche Länge gebracht und auf g und op orientiert. ¼ nat. Gr.

logische Ähnlichkeit mit NL. 443, wie Abb. 10 zeigt, deutlich ist. Selbst dem einzigen auffallenden Unterschied in der Lage des Ohrpunktes dürfte bei der großen Variabilität dieses Merkmales kein allzu großer Wert beigemessen werden. Nun bemerkt allerdings auch Heberer, daß dieser Schädel innerhalb der mitteldeutschen

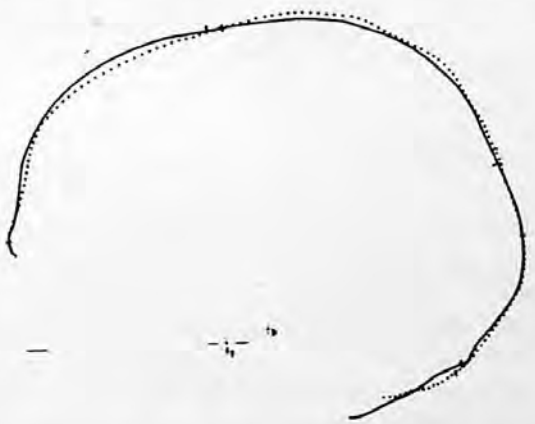


Abb. 11. Mediansagittalkurve des frühbronzezeitlichen Schädels von Oggau ——————— und des neolithischen Pfahlbauschädels von Port bei Lindau ..... (Schlaginhaufen 1924). Dieselbe Orientierung wie bei Abb. 10. ⅓ nat. Gr.

Schnurkeramiker einen Grenzfall darstellt und aus der Reihe des Durchschnitts herausfällt. Zwar spricht er ihn in den meisten Merkmalen als fälisch an, doch scheinen ihm besonders im Gesichtskelett Einflüsse eine Rolle zu spielen, die nicht dem fälisch-nordischen Rassenkreis angehören, sondern vielmehr nach Osten weisen [[11]) S. 28].

Wir können diesem Urteil keinen Vergleich gegenüberstellen, da wir das Gesicht unseres Oggauer Schädels nicht kennen, es ist aber festzuhalten, daß beide Schädel, hier wie dort, vereinzelte Erscheinungen sind. Ähnlich, jedoch nicht ganz so überzeugend, verhält es sich mit einem schweizerischen neolithischen Pfahlbauschädel aus Port bei Lindau, den Schlaginhaufen[28]) beschrieb. Hier ist zwar die Scheitelkurve des Pfahlbauschädels stärker ansteigend und der Vertex um ein Geringes höher, in der eigentlichen Charakteristik sind sie aber beide gleich. Wir kennen von diesem Schädel allerdings nur den Mediansagittalriß, können also die Draufsicht nicht vergleichen, doch es ist bezeichnend, daß die dargestellte Kurve ihresgleichen unter den von Schlaginhaufen beigegebenen Abbildungen der übrigen Schädel nicht hat, also auch dort anscheinend eine vereinzelte Erscheinung ist. Als drittes Beispiel kann eine frühbronzezeitliche Kalotte aus Klein-Hadersdorf bei Poysdorf in Niederösterreich[12]) angeführt werden, welche aber auch dort ein Einzelfall ist.

Es mag Zufall sein, soll aber trotzdem nicht übersehen werden, daß Klein-Hadersdorf, Oggau und Port bei Lindau auf einer zeitlichen und geographischen Linie liegen, wo Kurzköpfe keine Seltenheit mehr sind und wo der Prozeß der Verrundung in späterer Zeit am stärksten und intensivsten innerhalb des mitteleuropäischen Raumes zur Auswirkung kam. *So kann man NL. 443 in einfacher Weise als eine eigenartige Mischform zwischen einer Kurz- und einer Langkopfrasse auffassen, es ließe sich aber ebensosehr denken, daß es sich um einen ausgesprochenen Langschädel handelt, der von sich aus in Verrundung begriffen ist.* Diese Frage vermag aber weder hier noch dort geklärt zu werden, dazu würde es umfangreicher Materialien bedürfen.

5. Zusammenfassung.

Kehren wir abschließend wieder zu den kulturgeschichtlichen Ergebnissen zurück, so können wir sie erfreulicherweise in fast allen Punkten auch anthropologisch bestätigen, freilich mit dem Vorbehalt, so weit dies aus den spärlichen Überresten möglich ist: Der Einfluß der Glockenbecherrasse konnte nachgewiesen werden und die Annahme Pittionis, daß es sich beim Typus Oggau um eine Nachkommenschaft der Glockenbecherkultur handelt, findet anthropologisch eine Bestätigung, wenngleich die beiden dafür in Frage kommenden Schädel NL. 438 und NL. 440 selbst nicht unmittelbar dieser Schicht angehörten. NL. 442 dürfte ohne Zweifel einer bodenständigen langschmalschädeligen Bevölkerung angehört haben, wie sie das größere Gräberfeld von Gemeinlebarn zeigt. Für NL. 443 dagegen ist es bezeichnend, daß dieser Fund nicht allein anthropologisch, sondern auch kulturell ein Unikum ist, denn auch seine Grabbeigaben können nur als bronzezeitlich erkannt, aber keiner bestimmten Kultur zugeschrieben werden.

Schrifttum.

[1]) Bartels, P. (1902): Über Schädel- und Skelettreste aus der frühen Bronzezeit aus der Umgebung von Worms am Rhein. Prähist. Zeitschrift Bd. 4.

[2]) Bartels, P. (1904): Über Schädel der Steinzeit und der frühen Bronzezeit aus der Umgebung von Worms am Rhein. Z. Ethnol., Bd. 36.

[3]) Bartucz, L. (1935): Ein Abriß der Rassengeschichte in Ungarn. Z. Rassenk. Bd. 1, S. 225—240.

[4]) Baur, E., Fischer, E., Lenz, Fr. (1936): Menschliche Erblehre. Lehmann, München.

[5]) Breitinger, E. (1937): Zur Berechnung der Körperhöhe aus den langen Gliedmaßenknochen. Anthrop. Anz. Jg. 14, H. 3/4, S. 249—274.

[6]) Breitinger, E. (1939): Beiträge zur Rassengeschichte Bayerns. 1. Die Schädel aus dem frühbronzezeitlichen Hockerfriedhof bei Nähermemmingen, Bez.-Amt Nördlingen. Mannus Jg. 31, H. 4, S. 484—537.

[7]) Breitinger, E. (1940): Die Glockenbecherleute in Bayern. Verh. Dtsch. Ges. Rassenforsch. Bd. 10, S. 57—64.

[8]) Ehgartner, W. (1947): Der spätrömische Friedhof von Oggau, Burgenland. MAG.-Wien, Bd. 73—77, S. 2—38.

[9]) Geyer, E. (1930): Das frühbronzezeitliche Reihengräberfeld bei Hainburg-Teichtal (Anthropologischer Teil). MAG.-Wien, Bd. 60, S. 98—140.

[10]) Geyer, E. (1930): Die Skelette aus dem Doppelgrab von Nagy-Sáró in der Gran. Sudeta, Bd. 6, S. 116—131.

[11]) Heberer, G. (1938): Die Mitteldeutschen Schnurkeramiker. Veröff. der Landesanstalt f. Volkheitskunde Halle, H. 10, S. 1—44.

[12]) Hesch, M. (1924): Die urgeschichtliche Sammlung des Niederösterreichischen Landesmuseums. Kap. XI, Die menschlichen Skelettreste. Materialien zur Urgeschichte Österreichs. 2. H., S. 58—70.

[13]) Hüttig, C. (1941): Die Glockenbecherleute. Ein Beitrag zur Herkunftsfrage der dinarischen Rasse. Jg. 8, H. 7., S. 307—313.

[14]) Jankowsky, W. (1931): Waren die Glockenbecherleute dinarischer Rasse? Anthrop. Anz. Jg. 8, S. 104—115.

[15]) Lebzelter, V. (1925): Ein Kinderschädel vom Aunjetitzertypus aus einem Grabe bei Wetzleinsdorf (N.-Ö.). Wiener Präh. Z. Jg. 12, H. 2, S. 112—115.

[16]) Martin, R. (1928): Lehrbuch der Anthropologie. Zweite Auflage, Gustav Fischer.

[17]) Matiegka, H. (1911): Über den Körperwuchs der prähistorischen Bevölkerung Böhmens und Mährens. MAG.-Wien. Bd. 41, S. 348—387.

[18]) Mollison, Th. (1938): Spezielle Methoden anthropologischer Messung, in: Abderhaldens Handbuch biol. Arbeitsmeth. Abt. VII, T. 2, S. 523—682.

[19]) Palliardi, J. (1919): Beiträge zur Kenntnis der Glockenbecherkultur. Wiener Präh. Z. Bd. 6, S. 41—56.

[20]) Perret, C. (1938): Crô-Magnon-Typen vom Neolithikum bis heute. (Ein Beitrag zur Rassengeschichte Niederhessens.) Z. Morphol. Anthrop. Bd. 37, H. 1, S. 1—101.

[21]) Pittioni, R. (1937): Allgemeine Urgeschichte und Urgeschichte Österreichs. Franz Deuticke, Wien und Leipzig.

[22]) Pittioni, R. (1941): Beiträge zur Urgeschichte der Landschaft Burgenland. Franz Deuticke, Wien.

[23]) Pittioni, R. (1941): Römische Funde aus der Landschaft Burgenland. Wiener Jahreshefte Bd. 33, S. 17—70.

[24]) Pittioni, R. (1946): Neue frühbronzezeitliche Gräber aus Oggau, B.-H. Eisenstadt. Burgenländische Heimatblätter Jg. 8, S. 3—9.

[25]) Reche, O. (1908): Zur Anthropologie der jüngeren Steinzeit in Schlesien und Böhmen. Arch. Anthrop. N.F. Bd. 7, S. 220—237.

[26]) Saller, K. (1925): Die Rassen der jüngeren Steinzeit im Donaustromgebiet. Z. Anat. Entw. Bd. 77, S. 515—571.

[27]) Saller, K. (1934): Die Rassengeschichte der bayrischen Ostmark. Z. f. Konst. Lehre Bd. 18, S. 229—261.

[28]) Schlaginhaufen, O. (1924): Die anthropologischen Funde aus den Pfahlbauten der Schweiz. Mitt. Antiquar. Ges. Zürich, Bd. 29, S. 220—241.

[29]) Schlitz, A. (1906): Der schnurkeramische Kulturkreis und seine Stellung zu anderen neolithischen Kulturformen in Südwestdeutschland. Z. Ethnol. Jg. 38, S. 312—345.

[30]) Schliz, A. (1908, 1910): Die vorgeschichtlichen Schädeltypen der deutschen Länder in ihrer Beziehung zu den einzelnen Kulturkreisen der Urgeschichte. Arch. Anthrop. N. F. Bd. 7, S. 239—267 und Bd. 9, S. 202—251.

[31]) Schürer v. Waldheim, H. (1919): Vorgeschichtliche Funde aus Stillfried. MAG.-Wien Bd. 48, S. 257—263.

[32]) Sedlaczek-Komorowski, L. (1932): L'homme de l'âge des vases caliciformes en Pologne (Der Mensch der Glockenbecherzeit in Polen). Anthrop. Inst. Univ. Krakau. Bull. Internat. Acad. polon. Sci. Cl. Sci. math. et natur. S. B. II Kr. 7, S. 253—257.

[33]) Speiser, F. (1946): Die Pygmäenfrage. Experientia Vol. II. S. 297—302.

[34]) Stocky, A., et Matiegka, J. (1925): Les habitants préhistoriques de la Bohême. I. Le Gens de l'époque des vases caliciformes en Bohême. Anthropologie (Prag), T. 3, S 138—155.

[35]) Szombathy, J. (1931): Kleinwüchsige Skelette aus bronzezeitlichen Gräbern bei Gemeinlebarn. MAG.-Wien Bd. 61, S. 1—28.

[36]) Szombathy, J. (1934): Bronzezeitliche Skelette aus Niederösterreich und Mähren. MAG.-Wien Bd. 64, S. 1—101.

[37]) Toldt, C. (1910): Untersuchungen über die Brachykephalie der alpenländischen Bevölkerung. MAG.-Wien, Bd. 40.

[38]) Trauwitz-Hellwig, J. v. (1923): Rassenverhältnisse am Ende der Stein- und Anfang der Bronzezeit in Südbayern. MAG.-Wien Bd. 53, S. 251—165.

[39]) Weninger, J. (1940): Eine seltsame Mehrbestattung aus der frühen Bronzezeit von Schleinbach in Niederdonau, Natur und Kultur, Heft 10.

[40]) Willvonseder, K. (1932): Die Glockenbecherkultur in Österreich. Forsch. u. Fortschritte Jg. 8, S. 365—366.

B. UR- und FRÜHGESCHICHTE.

Altbronzezeitliche Wohnstätten in Salzburg-Itzling.

Von Martin Hell, Salzburg.

Die bei den Aushebungen von Luftschutzgräben im Stadtgebiet von Salzburg angestellten Bodenbeobachtungen haben mehrfach zum Nachweis ur- und frühgeschichtlicher Kulturschichten geführt. Von zwei bei diesem Anlasse im November 1943

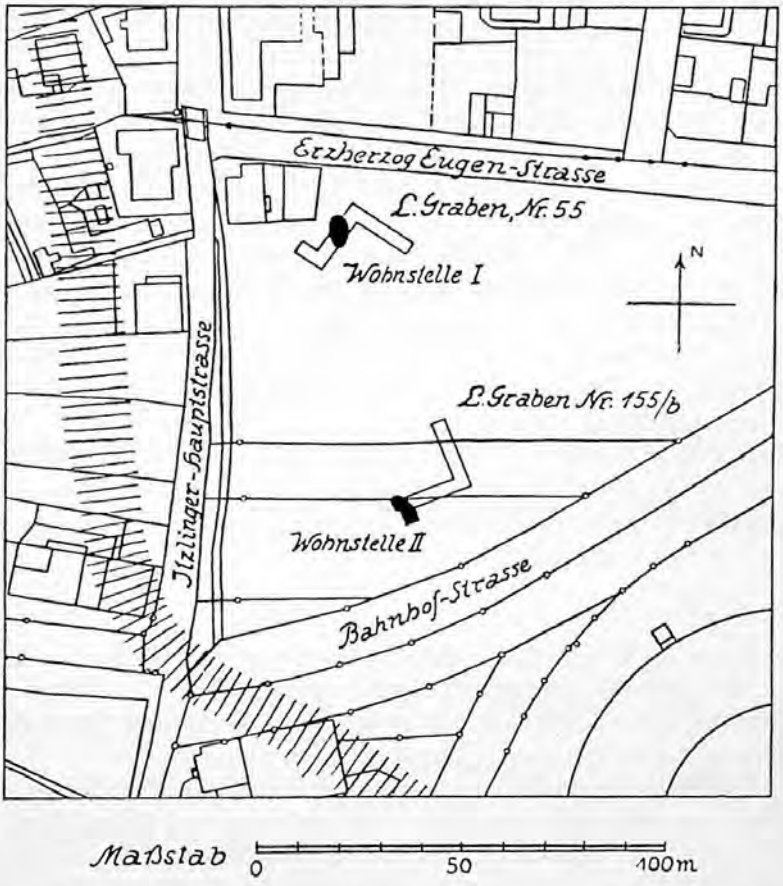


Abb. 1. Lageplan der altbronzezeitlichen Wohnstellen in Salzburg-Itzling.

und April 1944 aufgedeckten Wohnplätzen der Altbronzezeit soll im nachstehenden die Rede sein. Beide Stellen liegen nördlich des Stadtzentrums, in der Vorstadt Itzling, auf einer unverbauten, dreieckförmigen Geländeterrasse zwischen der Itzlinger

Hauptstraße, der Erzherzog-Eugen- und der Bahnhofstraße (Abb. 1). Diese Terrasse begleitet die alluviale Talniederung rechts der Salzach und bildet den Rand des hier etwa 7 m höhergelegenen postglazialen Talbodens des Salzburger Beckens, der sich nach Osten hin in das Schallmoos erstreckt. Der Rand dieser Terrasse, dem die Itzlinger Hauptstraße folgt, erstreckt sich gegen Norden bis an den Plainberg, an dessen Fuß sie durch den Alterbach abgeschnitten wird, der dort in die Salzach mündet. Nach Süden zieht die Terrasse über den Bahnhof im Bogen und teilweise verflachend durch die Stadt bis zum Westfuß des Kapuzinerberges am Platzl. Dieser erhöhte Talbodenbereich bot schon in urgeschichtlicher Zeit günstigen Siedlungsboden, wie sich in den letzten Jahren auf seinem linksufrigen Teil im Raum von Liefering, Maxglan und Kleßheim gezeigt hat, wo Siedlungsniederschläge von der Jungsteinzeit (Münchshöfer Kultur) an durch alle urgeschichtlichen Zeitabschnitte zu Tage gekommen sind.

Die beiden altbronzezeitlichen Wohnplätze liegen knapp am Westrand dieser Bodenterrasse und sind voneinander 65 m entfernt. Der Boden besteht hier unter dem Humus aus braunem, fast steinfreiem Verwitterungsboden von etwa 50 cm Stärke, der auf nacheiszeitlichem Flußschotter aufliegt. Die Oberfläche dieses Schotters ist nicht eben, sondern von mulden- und rinnenförmigen Einsenkungen unterbrochen, wobei die Rinnen eine meist südnördliche Erstreckung haben, entsprechend ihrem Charakter als alte Rinnsale, die ungefähr dem Lauf der Salzach folgten. In diesen Vertiefungen reicht der Verwitterungsboden tiefer hinab und ist meist von einer dünnen Schicht grauen Lehmes unterlagert. Solche Vertiefungen sind es, die zur Jungsteinzeit und auch noch später für Wohnplätze bevorzugt wurden. Das wurde schon am linken Salzachufer beobachtet und trifft auch hier zu. Die Kulturschichten sind also von den Rändern der Bodenvertiefungen begrenzt und auch die vereinzelten Holzkohlen, Scherben und sonstigen Funde gehen kaum über diesen Bereich hinaus. Spuren von Pfostenlöchern waren nicht zu beobachten. Es dürfte sich um eine leichte, jurtenartige Überbauung der Plätze gehandelt haben.

Wohnplatz I.

Am 4. November 1943 wurde in dem in Aushebung befindlichen Luftschutzgraben Nr. 55 eine Kulturschicht festgestellt, deren Untersuchung wir sogleich aufnahmen. Die zur Erweiterung des Grabens behufs Aufdeckung der ganzen Schichtfläche nötigen Bodenaushebungen besorgte Frau Baumeister Hilda Crozzoli.

Der Luftschutzgraben hatte 3 m Breite und 2 m Tiefe. Die Fundeinschlüsse der Kulturschicht begannen in 0.60 m Tiefe und reichten bis 1.10 m. Die Fundschicht zeigte gegenüber dem Oberboden eine leichte Graufärbung, obwohl Holzkohle nur in vereinzelten Stücken vorhanden war. Nur an der Herdstelle lag Holzkohle in flötzartigen Flecken. Am Rande der Herdstelle lagen einige größere Rollsteine. Die Fundeinschlüsse reicherten sich im allgemeinen nach der Sohle zu an.

Die Schichtfläche hat eine länglich runde Form mit etwa 7.5 m Länge und 5 m Breite (Abb. 2). An keramischen Resten ergaben sich 450 Tongefäßscherben. Sie stammen zumeist von derben Gebrauchsgefäßen, deren Ton mit Quarzsand vermengt ist.

Daneben finden sich auch Scherben mit poröser Oberfläche, deren Ton mit Kalksand gemischt ist. Der erste Eindruck schien auf spätneolithische Tonware schließen zu lassen, wie sie etwa der hierortigen Altheimer Kultur entspricht. Erst die wenigen Scherben einer feinen Tonware ließen eine spätere Zeitstellung erkennen.

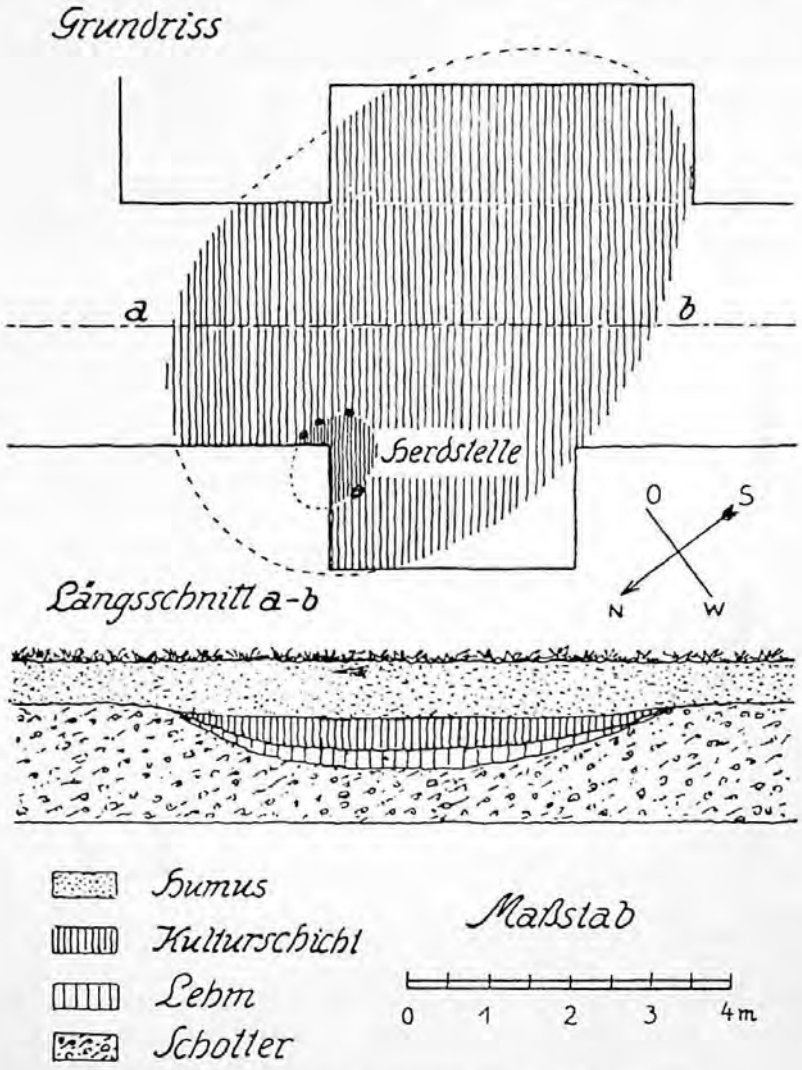


Abb. 2. Altbronzezeitliche Wohnstelle I in Salzburg-Itzling.

Die Gesamtform ließ sich nur mehr für das Gefäß (Abb. 3, 6) feststellen. Es ist aus derbem, quarzsandgemischtem Ton von rotbrauner Farbe, die Oberfläche mit feinerem leicht abblätterndem Tonüberzug versehen. Es ist ein Topf von fast zylin-

drischer Form. Bodenweite 12.0, Randw. 14.0, Höhe 14.5 cm. Einer ebensolchen Form entspricht der Rand (Abb. 3, 7). Von großen, bauchigen Töpfen mit eingezogenem Hals und etwas ausladendem Rand, die an der Schulter entweder einfache, dreieckig profilierte Leisten oder Fingertupfenleisten tragen, stammen die Schulterstücke (Abb. 3, 3 und 10). Von Feinkeramik sind einige Stücke kleiner, hochhalsiger Henkelkrüglein vertreten. Das Bruchstück (Abb. 3, 4) besteht aus feinem, graubraunem Ton. Über dem Bauch setzt sich der Hals ab, der ziemlich hoch aufsteigend zu denken ist. Ein Henkel ist anzunehmen. Bauchw. 9.2 cm. Abb. 3, 5 ist ebenfalls aus feinem, grauem,

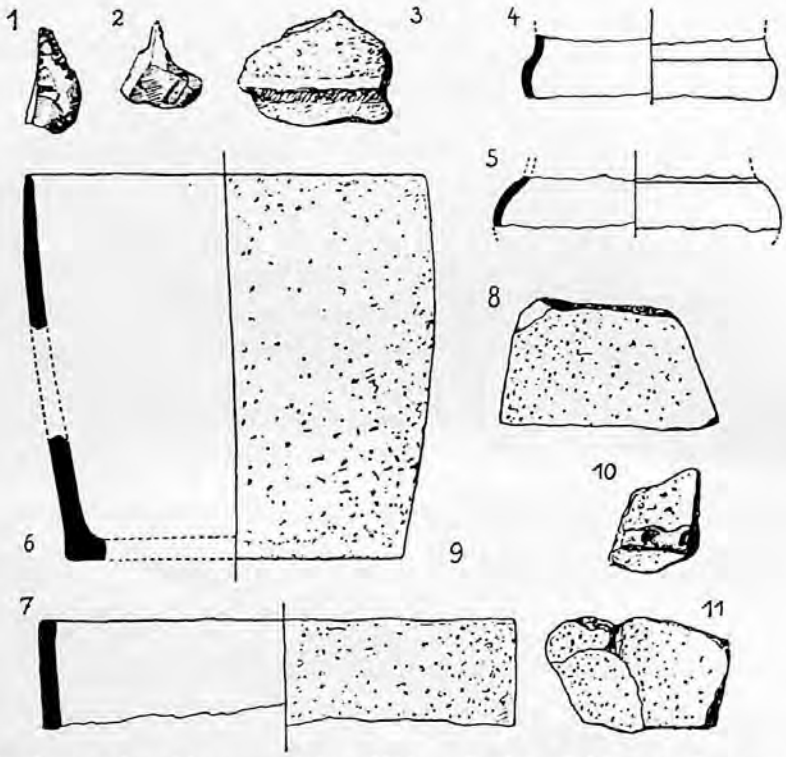


Abb. 3. Funde aus der altbronzezeitlichen Wohnstelle I in Salzburg-Itzling. — 1/3 nat. Gr.

gut geglättetem Ton hergestellt. Über dem niedrigen, stark gewölbten Bauch setzt sich der hoch aufsteigende Hals ab. Auch hier ist ein Henkel anzunehmen. Bauchw. 10.3 cm. Zu erwähnen ist auch noch ein englichtiger Bandhenkel aus rotem Ton. Einige kleine Tonknollen dürften von Wandbewurf stammen.

Aus Silex liegen zwei Bohrer vor. Abb. 3, 1 ist ein Bohrer aus rotbraunem Jurahornstein mit sorgfältiger Retuschierung, lang 4.0 cm. Abb. 3, 2 zeigt einen Bohrer aus grauem Kieselschiefer der Kreideformation, 3.3 cm lang. Aus Silex bestehen weiter 5 Abschläge sowie ein Plattensilex aus Jurahornstein, weiters ein Abschlag aus braunem

Flyschhornstein. Letzterer steht 1.7 km nördlich beim Gasthaus „Zum grünen Wald" an, wo sich auch zwei Werkplätze zur Gewinnung dieses Hornsteines befinden, die der mittleren Bronzezeit angehören.

Aus Sandstein bestehen zwei Stücke von Reibplatten. Abb. 3, 8, Reibplatte aus graubraunem Flyschsandstein, 8 cm lang, 5 cm breit, 1.3 cm dick, und Abb. 3, 11, aus demselben Material, 6.7 cm lang, 4.5 cm breit, 1.5 cm dick. An bearbeiten Steinen liegen mehrfache Proben vor, wie plattenförmige Stücke aus Sandstein und Schlagstücke aus Quarzitgeröllen.

Über der Kulturschicht lagen in der Tiefe von 50—60 cm Streufunde römischer Zeit, ein grautoniger Topfscherben mit Wellenband, ein Splitter eines Sigillatagefäßes (Westerndorfer Ware) und ein Stück eines Dachziegels mit Leiste (tegula) als Spuren einer nahegelegenen Ansiedlung.

Wohnplatz II.

In dem nahegelegenen Luftschutzgraben Nr. 155/b wurde am 7. März 1944 ebenfalls eine Kulturschicht wahrgenommen, als die Grabausschachtung schon vollendet war. Um wenigstens nach einer Seite hin die Schicht weiter verfolgen und Fundmaterial zu gewinnen, wurde an der Westecke des Grabens eine weitere Bodenaushebung veranlaßt, die Baumeister Josef Altmann durchführte. Hiebei ließ sich dann auch die westliche Schichtgrenze feststellen. Der Grundriß erwies sich wieder als oval mit etwa 3.5 m Breite, während die Länge nur auf 7.5 m feststellbar war (Abb. 4). Die Bodenzusammensetzung und die Schichtverhältnisse sind dieselben wie bei Wohnplatz I. Obwohl die Kulturschicht nur in einem Flächenausmaß von etwa 6 m^2 untersucht werden konnte, demnach die Fundausbeute nur spärlich war, so ergaben sie doch genügend bezeichnete Stücke, um die zeitliche und kulturelle Gleichartigkeit mit Wohnplatz I feststellen zu lassen.

An Tongefäßresten liegen 160 Stück vor. Es sind wieder zumeist braunrote, derbe Scherben mit Quarzsand oder Kalksand gemischt, ein paar aber sind feintonig und grau. Den Oberteil eines hohen Topfes mit leichter Halseinziehung zeigt Abb. 5, 3, mit Randw. 16.5. Die großen, bauchigen Töpfe mit eingezogenem Hals und ausladendem Rand sind vertreten durch Abb. 5, 6, mit Tupfenleiste an der Schulter und Abb. 5, 2, mit Tupfleiste an derselben Stelle, wobei aus der Tupfenleiste sich ein breiter Zapfen erhebt. Die Form des hochhalsigen Henkelkrügleins ist wieder vertreten durch Abb. 5, 1. Vom Gefäßbauch ist der Hals abgesetzt und unter dem Halsabsatz verläuft waagrecht eine Reihe von eingedrückten, breiten Punkten, die mit einem schwach gekanteten Stäbchen eingedrückt sind. Abb. 5, 5 ist ein Bodenstück mit abgesetztem Standfuß. Einige Tonstückchen von Wandbewurf. Von einem Steinbeil stammt ein kleiner Splitter mit glatter Schliffseite von grauem Amphibolit. Aus Silex ist ein kleiner, roter Hornsteinabschlag.

Abb. 5, 4 zeigt einen Glättstein aus braunem, mergeligem Kalkschiefer mit feinen Furchen an der Oberfläche und Schliffacetten an den Rändern; lang 4.2, breit 2.5, dick 0.7 cm. Ein kleiner Rollstein und ein Plättchen aus grünem Kalkschiefer dienten ebenfalls als Glättstein. Das Stück einer Reibplatte aus grauem Flyschsandstein gibt

Abb. 5, 7, wieder; lang 8, breit 7, dick 2 cm. Aus braunem Flyschsandstein ist das Stück einer Reibplatte von etwa 8 cm Stärke. Außerdem fanden sich angeschlagene Stücke von Sandstein, Quarzit und Quarz.

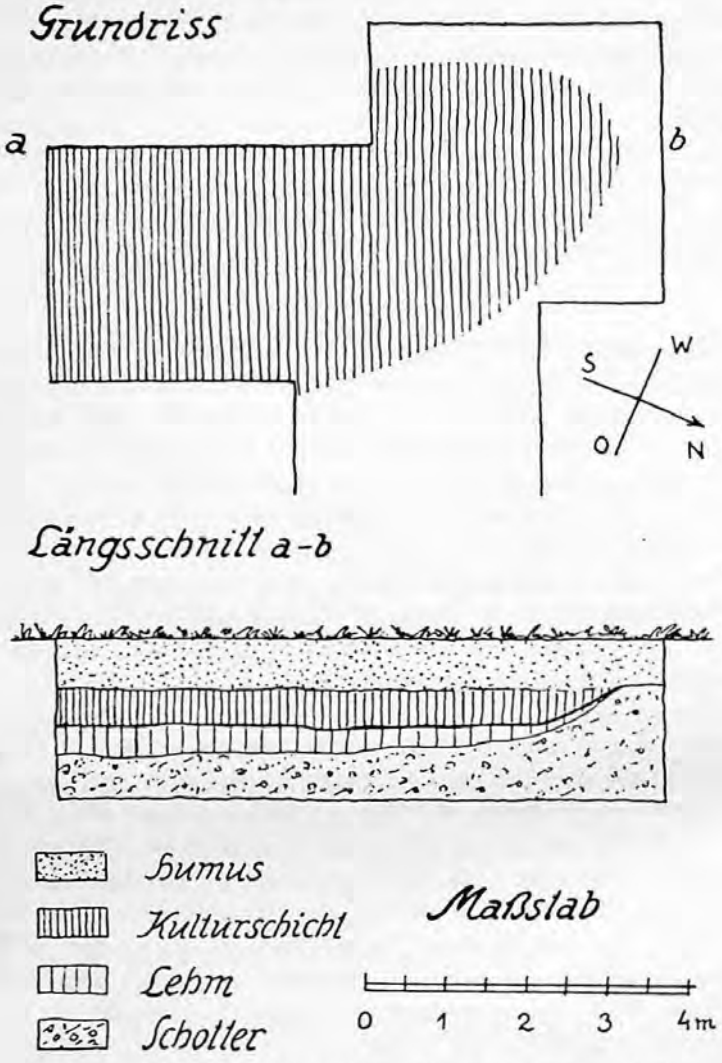


Abb. 4. Altbronzezeitliche Wohnstelle II in Salzburg-Itzling.

Über der Schicht lag in 45 cm Tiefe ein glatter Scherben aus Graphitton der Latènezeit, in 40 cm fanden sich aus römischer Zeit zwei grautonige Scherben und kleine Stücke von Ziegeln.

Da beide Wohnplätze sich nach Anlage und Fundinhalt als gleichartig erwiesen, können die vorliegenden Kulturreste gemeinsam behandelt werden.

Die beiden Bohrer aus Stein stellen noch jungsteinzeitliche Formen dar. Auch die Abfälle von Steinbearbeitung, wie die Silexabschläge, das Rohmaterial an Plattensilex und die Schlagstücke aus Quarzit deuten noch Steinbearbeitung an. Spuren von Bronze fehlen. Zur näheren zeitlichen und kulturellen Bewertung des Materiales bietet jedoch die Keramik Anhaltspunkte. Ihr Eindruck ist recht altertümlich und erinnert in Form und Machart noch an die späte Jungsteinzeit, wozu jedoch deutlich jüngere Merkmale treten.

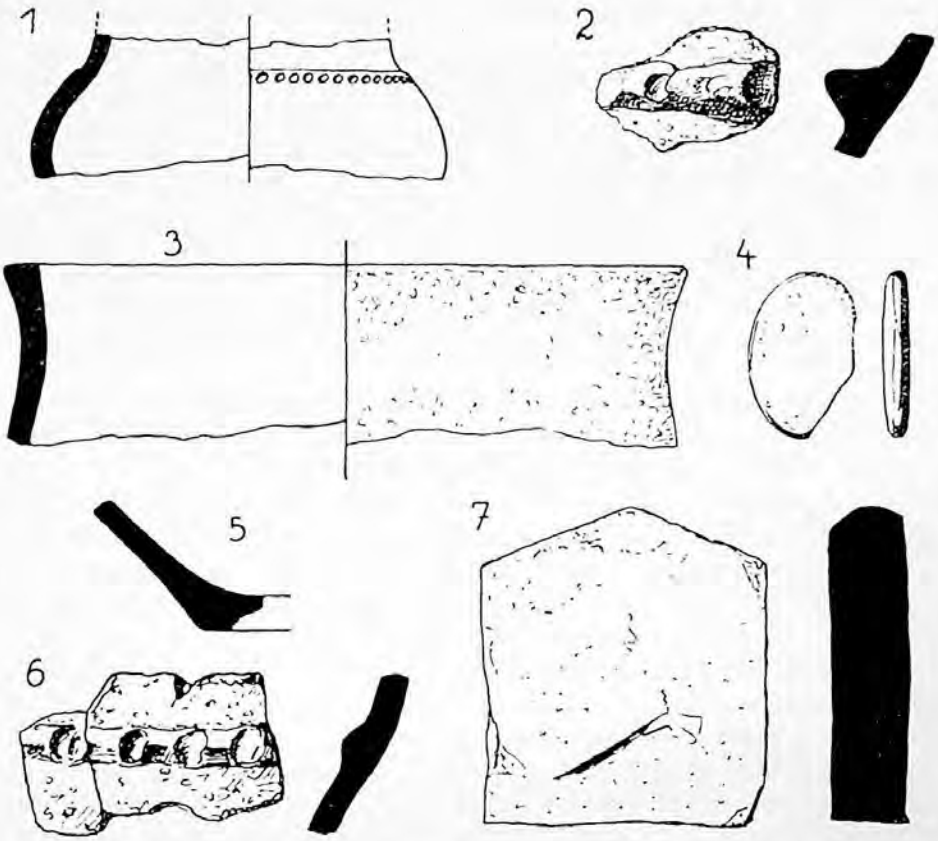


Abb. 5. Funde aus der altbronzezeitlichen Wohnstelle II in Salzburg-Itzling. — ½ nat. Gr.

Recht frühe Formen bilden die Töpfe mit fast senkrechter Wand, Abb. 3, 6 und 7. Ähnliche Formen zeigen sich sowohl im Westen in der Adlerbergkultur [1]) als auch im Osten zur Frühbronzezeit in Niederösterreich [2]). Sie fügen sich aber auch ein in den weitgespannten Rahmen der von E. Sprockhoff herausgestellten altbronzezeitlichen Kümmerkeramik [3]) und sind auch in der Horgener Kultur der Schweiz anzutreffen [4]). Eine gute Entsprechung der Straubinger Kultur bilden der Topf, Abb. 5, 3 [5]),

und das Wandstück mit dreieckig profilierter Schulterleiste (Abb. 3, 3) [6]). Die Schulterstücke, Abb. 5, 2, 6, mit Fingertupfenleiste und solcher samt breiten Buckel gehören zu großen Töpfen mit hochsitzendem Bauch, eingezogenem Hals und etwas ausladendem Rand. Die Form kommt schon in der frühen Bronzezeit (Stufe A_2 nach P. Reinecke) vor [7]) und wird dann häufig in der älteren Hügelgräberbronzezeit (Stufe B nach P. Reinecke), in der sie auch in Salzburg (Maxglan, Kapuzinerberg, Morzg, Götschenberg bei Bischofshofen [8])) zahlreich erscheint. Die einfache Tupfenleiste an der Schulter ähnlicher Gefäßformen lebt in Salzburg bis in die späte Hallstattzeit hinein fort und wird sogar auf glattem Graphittongeschirr der frühen Latènezeit noch verwendet (Hellbrunner Berg).

Die aus der Schulterleiste heraustretenden, breiten Buckel und Lappen sind vorwiegend auf die ältere Brozezeit beschränkt, ein Umstand, den E. Vogt für die Schweiz besonders betont hat [9]), und der für die Beurteilung der einschlägigen Siedlungskeramik, besonders beim Fehlen von Bronzen, sehr wichtig erscheint. Diesbezüglich läßt sich auch in Salzburg klar sehen, da gute Siedlungsfunde der Bronzezeitstufe A_1 (Morzg) mit Anklägen an die Glockenbecherkultur [10]) und der Stufe B (Maxglan) vorliegen, die allerdings noch nicht veröffentlicht sind. Es zeigt sich nämlich, daß hier die Verwendung dieser Buckel und Lappen in der Brozezeitstufe A_2 besonders stark vertreten ist, während sie zur Stufe B nur mehr vereinzelt und abflauend anzutreffen ist.

Als Vertreter der Feinkeramik sind die hochhalsigen Henkelkrüglein (Abb. 3, 4 und 5 und Abb. 5, 1) besonders wichtig. Wie deren Gesamtform beschaffen war, zeigt sehr gut ein Stück aus der altbronzezeitlichen Siedlung von Maxglan [11]). Es ist ein Gefäß gleicher Machart und Form wie die Vorliegenden und besitzt einen Bandhenkel, der sich von Halsmitte bis zum Schulteransatz spannt; es handelt sich dabei um klare Einflüsse aus dem Kreise der Aunjetitzer, bzw. Mönitzer Kultur. Diese an sich glatte Form zeigt hier (Abb. 5, 1) schon eine lokale Verzierung durch eine Reihe von Punkteindrücken auf der Schulterhöhe unter dem Halsansatz. Es ist hiebei hervorzuheben, daß es Eindrücke mit Stäbchen sind und kein Kornstich, der für die Stufe B so bezeichnend wird. Es handelt sich also um Vorläufer des Kornstiches, der nach K. Willvonseder in der Stufe A einzusetzen beginnt [12]).

Zusammenfassend können also die beiden Wohnstellen eindeutig der Bronzezeitstufe A_2 zugewiesen werden. Dieses Ergebnis gestattet auch das Siedlungsmaterial von Maxglan, das ich 1923 in die Bronzezeitstufe A eingereiht hatte, etwas schärfer einzuweisen [13]). Darunter finden sich ebenfalls einfach dreieckig profilierte Leisten an großen Töpfen (Abb. 3, 3), Tonleisten mit aufragenden Lappen (Abb. 3, 10), solche mit schnittartigen Kerben (Abb. 3, 1), zwei Parallelleisten mit kleinen Buckeln dazwischen und runden Eindrücken auf den Leistenkämmen (Abb. 3, 2), eingesetzte Grifflappen (Abbildung 3, 4), ein Schulterstück von bauchigem Gefäß mit Kornstichreihe unter dem Halsansatz (Abb. 3, 5) und das hochhalsige Henkelkrüglein (Abb. 3 9). Dazu kommt noch ein feineres, bauchiges Gefäß mit punktierten Dreieckfeldern (Abb. 3, 8), das im Kreise der Straubinger Kultur geläufig ist [14]). Nachzutragen ist hier der seinerzeitigen Veröffentlichung der flache Scheibenkopf einer Bronzenadel mit exzentrisch sitzenden

Schaftansatz. Durchmesser der Kopfscheibe 1.7 cm. Damit kann auch diese Siedlung von Maxglan, von der zwei rechteckige Wohnstellen und eine Abfallgrube untersucht wurden, als der Bronzezeit A_2 zugehörig bezeichnet werden.

Bezeichnend für das Siedlungsinventar dieser Stufe sind hier also ein starkes Nachleben der ausgehenden Jungsteinzeit (Steingerät gegenüber Bronze noch weitaus vorherrschend), starker Einfluß aus dem Aunjetitzer Kreise und weitgehende Entsprechung mit der Straubinger Kultur. Der Raum von Salzburg gehört zur „Nordalpinen Kulturprovinz" K. Willvonseders, der für diese Oberösterreich, Salzburg und Tirol in Anspruch nimmt und deren Ostgrenze durch das Flußgebiet der unteren Enns gegeben ist. Salzburg ist aber um diese Zeit kulturell völlig an Südbayern angeschlossen. Hier steht im nordalpinen Bereich für die Bronzezeitstufe A_2 bisher die Bezeichnung „Straubinger Kultur" zur Verfügung, mit der das vorliegende Material weitgehende Entsprechungen aufweist. Leider hat diese Straubinger Kultur bisher weder nach ihrem Inventar noch nach ihrer räumlichen Ausdehnung eine eingehende Bearbeitung erfahren. So ist beispielsweise aus dem Schrifttum auch noch nicht festzustellen, inwieferne sich darin etwa Einflüsse der Aunjetitzer Kultur bemerkbar machen [15]). Da dies in Salzburg jedoch sehr stark der Fall ist, könnte sich darin vielleicht eine regionale Sonderentwicklung aussprechen.

Siedlungsgeographisch ist bemerkenswert, daß sich die Ansiedlungen von Itzling und Maxglan als gleichartig entsprechen. Itzling rechts der Salzach findet seine Entsprechung links des Flusses in Maxglan, wobei beide Punkte quer über die Salzach gemessen, 2.2 km voneinander entfernt sind. So liegen sie an beiden postglazialen Hochufern der alluvialen Flußniederungen, nördlich und flußabwärts wie Vorposten der späteren Stadt gelagert, in deren Bereich damals der Rainberg als Siedlungsmittelpunkt des Landes links und der Kapuzinerberg rechts der Salzach bewohnt waren. Beide Örtlichkeiten in Itzling und Maxglan können als „Straßensiedlungen" in dem Sinne gelten, daß diese postglazialen Hochufer zu beiden Seiten der alluvialen Flußniederung als die ältesten Wanderstraßen im Talboden des Salzburger Beckens zu gelten haben [16]).

Die Bronzezeitstufe A_2 ist durch Einzelfunde in Salzburg bereits mannigfach vertreten. Es seien nur hervorgehoben das Randleistenbeil von Golling mit breit ausladender halbrunder Schneide [17]), der schöne Bronzedolch vom Untersberg [18]), die Rippenbarren von Lengfelden und vom Rainberg [19]) sowie der Depotfund von Hallwang (Randleistenbeil mit ausladender Schneide und Halsringbarren) [20]). Zudem ist in dieser Zeit schon die Kupfergewinnung im gebirgigen Hinterland des Salzburger Beckens im Gange [21]). Nunmehr treten mit den Ansiedlungen in Itzling und Maxglan auch sichere Siedlungsniederschläge im Salzburger Becken selbst hervor. Diese stehen vorläufig am nächsten der Straubinger Kultur, wenn sich nicht noch eine Sondergruppe herausstellen lassen wird, was bei der kulturellen und wirtschaftlichen Bedeutung des Raumes von Salzburg vielleicht erwartet werden darf.

Für Mitarbeit habe ich meiner Frau Lina zu danken.

Nachtrag.

Die vorstehende Arbeit war bereits in Druck gegeben, als durch die Luftangriffe anfangs 1945 einige Bombentrichter auf diesem Gelände entstanden. Die Absuchung dieser Bodenaufschlüsse ergab, daß einer dieser Erdtrichter eine dritte Wohnstelle (III) aufgeschlossen hatte. Der Trichter hatte 7 m Durchmesser und 3 m Tiefe. Er lag in der Verbindungslinie der Wohnstellen I und II und war von letzterer 12 m in nördlicher Richtung entfernt. Eine Aufgrabung konnte nicht vorgenommen werden, doch ergab die Bodenbeobachtung genügenden Einblick.

Der Boden zeigte den schon bekannten Aufbau, reichlich Holzkohle in deutlicher Kulturschicht in gut 1 m Tiefe. Die Funde entsprachen völlig jenen aus den benachbarten Wohnstellen. Von den altbronzezeitlichen Tonscherben ist einer 0.8 cm stark, derb und trägt an der Außenseite senkrecht geführte, bis 2 cm breite Fingerstriche, die flache, kannelürenartige Furchen erzeugen. Weiters fand sich wieder das Bruchstück einer Reibplatte aus Flyschsandstein mit konkaver Oberfläche, 6 × 9 cm groß.

Über dieser Wohnschicht lag ein keltischer Graphittonscherben und ein römischer Wetzstein aus feinem Glimmerschiefer, rechteckig profiliert (2.3 × 2.5 cm) und 10 cm lang.

Beachtenswert ist der Tonscherben mit den flachen Fingerstrichen. Als Dekorationselement verwendet, treten solch flache Furchen [22]) — man kann sie als Vorläufer der spätbronzezeitlichen Kannelüren ansehen —, im Salzburgischen zur mittleren Bronzezeit auf und sind auch noch in der urnenfelderzeitlichen Keramik anzutreffen. Wie das vorliegende Stück zeigt, tritt dieses Ziermuster in Salzburg schon in der älteren Bronzezeit in Erscheinung.

Der Umstand, daß hier durch zufällige Bodenaufschlüsse gleich drei Wohnstellen nachgewiesen werden konnten, berechtigt zu der Annahme, daß deren noch mehrere vorhanden waren, daß es sich also um eine altbronzezeitliche Dorfschaft handelt.

Erwähnt sei noch, daß in 600 m Entfernung gegen Norden zwischen der Kirchengasse und der Gorlicestraße ein Bombentrichter noch eine Kulturschicht der Bronzezeit aufgeschlossen hat. Die Keramik daraus ist aber zu wenig bezeichnend, um sie in zeitlichen Zusammenhang mit den behandelten Wohnstellen zu bringen.

Jedenfalls zeigt sich aber, daß der erhöhte postglaziale Talboden rechts der Salzach zwischen dem Flusse, Schallmoos und Plainberg schon sehr frühe Besiedlung erfahren hat, ebenso wie seine Entsprechung am linken Salzachufer.

Weitere Bombentrichter in diesem Gelände haben mehrfach keltische Tonscherben und römische Altsachen zutage gefördert. Dieses sporadische Vorkommen keltisch-römischer Kulturreste, zumeist Tongefäßscherben, in dem weiten, zum Teil noch unverbautem Gelände rechts und links der Salzach ist wohl hauptsächlich der Feldbebauung in römischer Zeit zu verdanken, die mit Hilfe der einheimischen Kelten betrieben wurde.

Anmerkungen:

[1]) G. Behrens, Bronzezeit Süddeutschlands. Kataloge des Röm.-Germ. Central-Museums Nr. 6 (1916), Abb. 18, 20.

[2]) E. Beninger, Die frühbronzezeitliche Dorfanlage von Groß-Mugl (Niederdonau). MPK. Nr. 3—4, 1941, Taf. 3, 12.

[3]) E. Sprockhoff, Niedersachsens Bedeutung für die Bronzezeit Westeuropas. 31. Ber. d. Röm.-Germ. Komm. 1941, S. 15 ff.

[4]) E. Vogt, Anzeiger f. Schweiz. Altertumskunde 40, 1938, S. 1 ff.

[5]) G. Behrens, a. a. O., Taf. 5, 18.

[6]) G. Behrens, a. a. O., Taf. 5, 20, zeigt diese Leiste am Halsansatz.

[7]) G. Behrens, a. a. O., Taf. VI, 7; E. Vogt, Frühbronzezeitliche Keramik. 45. Jahresbericht d. Schweizer Landesmuseums (Zürich 1937), Abb. 2, 5.

[8]) M. Hell, Der Götschenberg bei Bischofshofen in Salzburg und seine Beziehungen zum Beginn des alpinen Kupferbergbaues. WPZ. 14, 1927, S. 12, Abb. 2, 6.

[9]) E. Vogt, a. a. O., Abb. 1, 13, 18 und Abb. a, 16.

[10]) M. Hell, Schnurkeramik und Glockenbecher im Alpenvorland. WPZ. 28, 1941, S. 72, Abb. 5.

[11]) M. Hell, Eine bronzezeitliche Siedlung in Maxglan bei Salzburg. WPZ. 10, 1923, S. 92, Abb. 3, 9.

[12]) K. Willvonseder, Die mittlere Bronzezeit in Österreich. Bücher zur Ur- und Frühgeschichte. Hgg. von O. Menghin, Bd. 3/4 (Wien 1937), S. 19.

[13]) M. Hell, WPZ. 10, 1923, S. 97.

[14]) F. Holste, Nachrichtenblatt f. Deutsche Vorzeit 12, 1936, Taf. 22, 1.

[15]) Auch F. Holste, Die Bronzezeit im nordmainischen Hessen. Vorgeschichtl. Forschungen, Heft 12 (1939), gibt (S. 88) dazu nur eine Andeutung.

[16]) M. Hell, WPZ. 10, 1923, S. 98.

[17]) M. Hell, Ein Bronzebeil aus Golling in Salzburg. WPZ. 18, 1931, S. 64, Abb. 1.

[18]) M. Hell, Ein Bronzedolch vom Untersberg. WPZ. 16, 1929, Abb. 1.

[19]) M. Hell, Zwei Tonmodel für Schaftlochäxte vom Rainberg in Salzburg und der Beginn der alpinen Kupfergewinnung. WPZ. 30, 1943, S. 59 f.

[20]) O. Klose, Die zeitliche Stellung des prähistorischen Kupferbergbaues in den Ostalpen. MAG. 61, 1931, S. 149, Abb. 9.

[21]) F. Holste, Die Bronzezeit im nordmainischen Hessen. 1939, S. 88, und M. Hell, WPZ. 30, 1943, S. 55.

[22]) G. Behrens, a. a. O., Taf. X, 2 und Taf. XI, 15.

Grabfunde der Urnenfelderzeit aus Bergheim bei Salzburg.

Von Martin Hell, Salzburg.

In seiner „Vorgeschichte des Kronlandes Salzburg" veröffentlicht G. Kyrle einen Depotfund vom Fundplatz 15 in Muntigl aus dem Jahre 1855, von dem 9 offene Bronzeringe erhalten, die anderen Gegenstände aber verschollen sind [1]). Diese Ringe waren bei dem Fliegerangriff auf Salzburg am 16. Oktober 1944 und der Zerstörung der urgeschichtlichen Abteilung des Museums verloren gegangen, konnten aber von uns aus dem Schutt wieder vollzählig geborgen werden. Da dieser Fund hinsichtlich des Fundortes, Fundcharakters und Zeitzuweisung der Richtigstellung bedarf und durch die Verzierung der Ringe besondere Beachtung verdient, soll im folgenden darauf näher eingegangen werden.

Der Fundplatz 15 wird bezeichnet mit „Muntigl, nahe Fp. 14". Der Fundplatz 14, ebenfalls mit Muntigl angegeben, lieferte eine „Spaltkeule" sowie 6 Bronzenadeln. Über seine Lage wird angegeben: „Einige hundert Schritte vor Bergheim, bei dem ersten Steinbruche (des Rupert Mooshammer und Georg Lackner) von der Stadt Salzburg abwärts am rechten Salzachufer". Diese Lagebestimmung ist völlig eindeutig und klar. Sie betrifft den aufgelassenen Steinbruch von Bergheim und nicht jenen von Muntigl, der 2 km weiter flußabwärts liegt. Die unmittelbare Nähe beider Fundplätze betont Kyrle S. 84 nochmals: „Ganz in der Nähe der Nadeln fand man die Ringe, Fig. 18, 1—9."

Der Fundplatz 15, ebenso wie Fp. 14 liegen also in Bergheim, etwa 5 km nördlich von Salzburg und dort, wo der Flyschrücken des Plainberges mit seinem westlichen Ausläufer unmittelbar an das rechte Salzachufer herantritt. Hier steigt der Fels aus dem Flußbett gleich neben der Bahn Salzburg—Oberndorf zu einer 7 m hohen Terrasse auf, an der vor Jahren ein Steinbruch auf Flyschsandstein betrieben wurde, der heute verwachsen ist. Und hier sind bei Abräumarbeiten die genannten Funde gemacht worden.

Der Depotfund vom Fundplatz 15 umfaßte ursprünglich außer den 9 vorhandenen Ringen noch einen „runden Kopf einer Nadel aus Bronze", eine „Bronzespaltkeule von gewöhnlicher Form, 6½ Zoll lang, 2 Zoll breit", ein Messer und Scherben eines Tongefäßes. Über die Form der verschollenen Funde finden sich keine näheren Anhaltspunkte. Die Bronzespaltkeule dürfte eine oberständige Lappenaxt oder eine Tüllenaxt gewesen sein.

An den Bronzeringen machen sich teilweise Spuren von Brandwirkung in Form blasig aufgetriebener und angeschmolzener Stellen sowie angebackene Holzkohle be-

merkbar. Das kennzeichnet aber die Ringe mit Sicherheit als Brandgrabbeigaben, wozu sich auch die verschollenen Begleitfunde gut einfügen. Auch sprechen die alten Bruchstellen der Ringe für absichtliche Unbrauchbarmachung, eine Gepflogenheit, die in der salzburgischen Urnenfelderkultur stark im Brauche war. Es handelt sich daher nicht um einen Depotfund, sondern um Brandgräberfunde. Auf die Zeitstellung, die G. Kyrle mit Hallstattstufe C angibt, wird weiter unten einzugehen sein.

Da die Abbildungen bei G. Kyrle zwar die Form der Ringe, nicht aber ihre Verzierung erkennen lassen, werden die Stücke hier in abgerollter Form mit Darstellung ihrer Ziermuster vorgelegt, Abb. 1, 1—9. Es sind zwei Ringformen zu unterscheiden und zwar acht offene, einfache Ringe und ein offener, gesattelter Ring (Schaukelring).

Die einfachen Ringe sind massiv und haben ovalen Querschnitt von 1.2 cm Höhe und 0.8 m Breite. Sie verjüngen sich leicht gegen die freien Enden. Aufbiegungen der Enden nach außen sind nur an einigen Stücken leicht angedeutet. Die Ringform ist oval, wobei der größere Durchmesser etwa 9.5 cm, der kleinere 7.5 cm beträgt. Obwohl von jedem der Ringe ein Stück fehlt, ist der Erhaltungszustand teilweise sehr gut, soweit nicht Brandwirkung Auftreibungen und Abblätterungen der Oberfläche zur Folge hatte. Die Außenseite trägt geradlinige Strichverzierung. Auf den Abbildungen ist die Verzierung nur soweit wiedergegeben, als sie erhalten ist. Das Fehlende läßt sich unschwer ergänzen. Sämtliche Ringe sind alt zerbrochen. Soweit Bruchflächen neu erscheinen, rührt dies von Metallentnahme für Analysen her.

1. Ring, Abb. 1, 1, Inv.-Nr. 615. Erhaltene Länge 18.5 cm. Ein Ende alt abgebrochen. An der Ober- und Unterseite zeigen sich Abschleifungen, deren Flächen teilweise unregelmäßig sphärisch verlaufen, so daß das Oval des Stabprofiles zweiseitig beschnitten erscheint. Die ziselierte Verzierung aus geradlinigen Strichen ist zur Ringmitte symmetrisch angeordnet. Der Mitte zunächst folgen beiderseits zwei Gruppen von 9—11 langen, parallelen Schrägstrichen. Jede solche Gruppe ist in etwa 0.5 cm Abstand von einfachen Schrägstrichen begleitet, deren Abstand mit kurzen Querstrichen schraffiert erscheint, wodurch das sog. Leitermotiv entsteht. Anschließend folgt eine Gruppe von drei Querstrichen, deren Zwischenräume durch kurze, gegeneinander abgewinkelte Schrägstriche ausgefüllt sind. Den Abschluß an den Ringenden bilden mehrere Querstriche. Da das Ziermuster bis über die Ringmitte hinaus erhalten ist, läßt sich sein Gesamtbild klar erkennen.

2. Ring, Abb. 1, 2. Inv.-Nr. 618. Erh. Länge 21.6 cm. Ein Ende abgebrochen. Brandspuren mit blasigen Auftreibungen. An der Ober- und Unterseite facettenartige Abschleifungen. Ziermuster wie Abb. 1, 1, jedoch mit geringen Abweichungen.

3. Ring, Abb. 1, 3. Inv.-Nr. 614. Erh. Länge 19.8 cm. Ein Ende abgebrochen. Daselbst Brandspuren. Beiderseits Abschleiffacetten. Ziermuster wie vor.

4. Ring, Abb. 1, 4. Inv.-Nr. 619. Erh. Länge 21.4 cm. Ein Ende abgebrochen. Beiderseits Abschleiffacetten. Starke Brandwirkung. Ziermuster wie vor.

5. Ring, Abb. 1, 5. Inv.-Nr. 617. Erh. Länge 18 cm. Ein Ende abgebrochen, das andere, erhaltene, angeschmolzen. Beiderseits Abschleiffacetten. Ziermuster wie vor.

6. Ring, Abb. 1, 6. Inv.-Nr. 613. Erh. Länge 12.7 cm. Ein Stück abgebrochen. Beiderseits Abschleiffacetten. Ziermuster wie vor.

7. Ring, Abb. 1, 7. Inv.-Nr. 612. Erh. Länge 11 cm. Ein Stück abgebrochen. Beiderseits Schliffacetten. Brandspuren mit angebackener Holzkohle. Ziermuster wie vor.

8. Ring, Abb. 1, 8. Inv.-Nr. 616. Erh. Länge 8.5 cm. Ein Stück abgebrochen. Beiderseits Schliffacetten. Brandspuren. Ziermuster wie vor.

Die zahlreichen Brandspuren lassen, wie erwähnt, diese Ringe als Beigaben eines Brandgrabes erkennen. Mit Bezug auf die Querschnittsform führt G. Kyrle aus: „Der ursprünglich runde Guß wurde dann gehämmert, so daß über den ganzen Ring

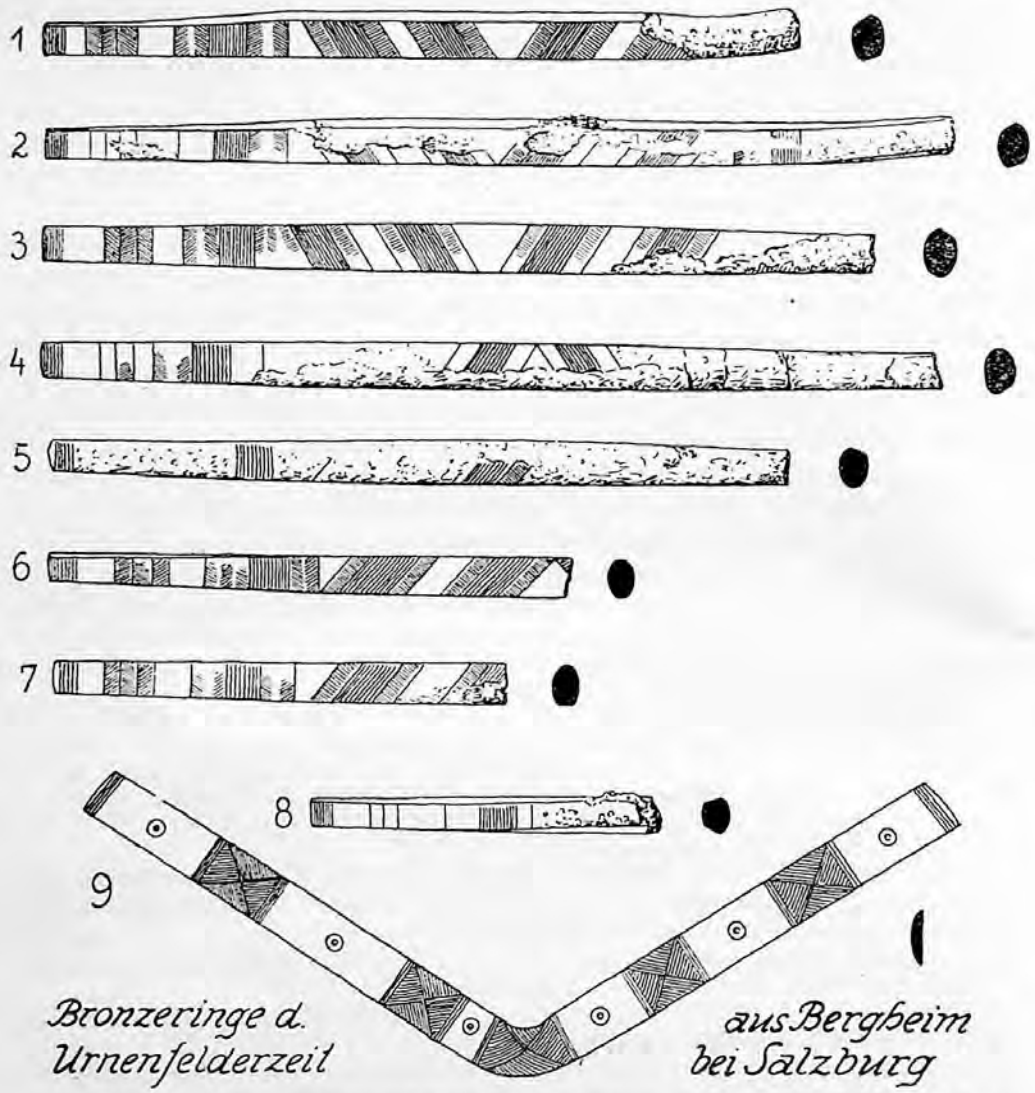


Abb. 1. Grabfunde der Urnenfelderzeit aus Bergheim bei Salzburg. ½ nat. Größe.

durchlaufende Kanten entstehen [2])." Er denkt also an absichtliche Herstellung dieser vorgenannten, facettenartigen Abschleifungen. Eine ebensolche Entstehung solcher Facetten an Armringen aus Bronze nimmt auch O. Kleemann an, wenn er erklärt:

„Diese Abschleifungen der Ober- und Unterseite gedrehter aber auch glatter Ringe ist eine häufige Erscheinung und ist deutlich beabsichtigt, nicht etwa durch die Reibung mehrerer an demselben Arm übereinander getragener Ringe entstanden [3])."

Zum Studium dieser Frage bieten die vorliegenden Ringe eine ausgezeichnete Grundlage, da sie alle nach Form und Verzierung zu einem einheitlichen Satz gehören und alle solche Kantungen aufweisen. Würden diese Facetten absichtlich hergestellt sein, etwa zu schmückender Gliederung der Ringoberfläche, so müßten sie auf alle Fälle eine regelmäßige Ausbildung erfahren haben. Das trifft aber keineswegs zu. Diese Abschleiffacetten sind sehr unregelmäßig ausgebildet und schneiden auch die Strichmuster in störender Weise an. Die Facetten sind bald nach innen, bald nach außen geneigt und diese Neigung kann an einer Facette einem Wechsel zwischen innen und außen unterliegen, wobei der Übergang allmählich erfolgt. Ihr Verlauf ist also manchmal windschief, bzw. sphärisch und erstreckt sich auch nur über einen Teil der Ringlänge. Man kann die Ringe so übereinander legen, daß diese Facetten in ihrem windschiefen Verlauf gut zur Deckung kommen, die Ringe sich also eng ineinander schmiegen. Diese Facetten sind also keineswegs absichtlich hergestellt, sondern es sind Abreibungen, die nur durch jahrzehntelanges Tragen der Ringe übereinander an Armen oder Beinen entstanden sein können.

Die Ringe sind aus ein und derselben Hand hervorgegangen und es ist von Interesse zu vergleichen, wie ein und dasselbe Ziermuster in seiner achtfachen Wiederholung dennoch verschiedene Abweichungen aufweist.

Arm- und Fußringe dieser Form und Verzierung haben sowohl in Süddeutschland als auch im nordischen Kreis eine weite Verbreitung. Im Norden entsprechen sie der Form A_2 nach K. Kersten [4]), der sie in der Periode II (O. Montelius) beginnen und noch in die Periode III hineinreichen läßt. Als besonders bezeichnend sind an den vorliegenden Ringen das Leitermotiv und das Tannenzweigmuster mit den gegeneinander abgewinkelten Kurzstrichen hervorzuheben. Zum Leitermotiv führt F. Holste aus: „In Norddeutschland ist das schräge Leitermuster eine typische Erscheinung der Stufe Montelius III. In Süddeutschland ist dieses Muster bereits dem Beginn der Urnenfelderzeit angehörig [5])." Das Tannenzweigmuster vorliegender Art findet sich z. B. wieder auf einen Armreif aus einem Brandgrab in Kaltbrunn, Kr. Konstanz [6]), das der Hallstattstufe A angehört. Gleicherweise erscheint es auf einem Fußring aus einem Brandgrab in Grünwald bei München [7]), das ebenfalls in die Hallstattstufe A zu stellen ist.

Aus der Entwicklung des Leitermotivs läßt sich übrigens auch ein terminus ante quem für die Zeitstellung der Ringe von Bergheim gewinnen. F. Holste stellt an solchen Ringen ein Ziermotiv heraus, das er als Leitfossil der jüngeren Urnenfelderzeit, Hallstattstufe B bezeichnet. Es ist dies eine Verzierung aus „senkrechten und schrägen Strichgruppen mit Säumung von fransenartigen Strichelchen [8])". Dieses eigenartige Fransenmotiv entsteht augenscheinlich dadurch, daß vom Motiv der „Leiter" auf einer Seite der „Holm" weggelassen wird. Wenn das Leitermotiv schräge Strichgruppen begleiten, bleiben anfänglich die kurzen Sprossenstriche noch senkrecht zur Strichgruppe stehen [9]), später aber werden sie parallel zur Ringebene angeordnet [10]).

Wenn dieses Fransenmotiv also der Hallstattstufe B angehört, dann ist das ihm zu Grunde liegende Leitermuster als älter anzusehen, womit hiefür die Hallstattstufe A in Betracht zu ziehen ist. Diese Gruppe von Ringen gehört demnach der älteren Urnenfelderzeit, Hallstattstufe A an.

9. Ring, Abb. 1, 9. Inv.-Nr. 111. Offener Schaukelring, stark gesattelt, vorzüglich erhalten. Außendurchm. 8.7 cm. Querschnitt bandförmig, innen eben, außen leicht gewölbt, breit 1.3 cm, Länge 24.6 cm. Die Ringenden sind einfach abgeschnitten und nicht aufgebogen. Die Verzierung besteht zwischen den die Enden begleitenden Querstrichen aus 5 Flechtfeldern und 6 eingepunzten Kreisaugen, die absatzweise angeordnet sind. Die Flechtfelder bestehen zwischen 3—4 Querstrichen aus Rechtecken, die durch Diagonalen in 4 Dreiecke geteilt sind, deren Flächen in wechselnder Richtung schraffiert sind. Es ergibt sich so ein Muster, das in engster Verwandtschaft mit den Flechtbändern aus Reihen von gegenständig schraffierten Dreiecken besteht.

Flechtbänder auf Bronzeringen sind in der Periode Montelius III keine Seltenheit [11]). Das Flechtband findet sich auch auf einem Tongefäß aus Atting, B. A. Straubing, das der Hallstattstufe A angehört [12]). Es ist schon der jüngeren Lausitzer Kultur [13]) und der schlesischen Kultur geläufig [14]). Das Flechtfeld führt auch die schlesische Kultur z. B. auf einer Tonklapper aus Dražkovice [15]). Das Auftreten des Flechtfeldes in Salzburg ist also auch auf das Einströmen der Urnenfelderkultur zurückzuführen. Das Flechtfeld findet sich weiters auf Bronzeringen von Lübars, die E. Sprockhoff den Lausitzer Typen der Periode Montelius III. zuweist [16]). Auch dieses Flechtfeld lebt, ebenso wie das Flechtband in Süddeutschland noch in die jüngere Urnenfelderzeit hinein fort. So tritt das Flechtband auf einem Bronzering aus Agerzell in Oberösterreich noch in der Hallstattstufe B auf [17]). Die eingepunzten Kreisaugen sind ein Zierelement, das von der älteren Urnenfelderzeit an, z. B. auf den Griffen von Bronzeschwertern, wirksam wird. Aus dem engen stilistischen Zusammenhang, der zwischen Flechtband und Flechtfeld besteht, läßt sich also folgern, daß der Schaukelring der Hallstattstufe B zuzuweisen ist. Dem widerspricht nicht der Umstand, daß diese Ringform in der entwickelten Hallstattzeit, Stufe C besonders häufig auftritt, weist doch schon P. Reinecke darauf hin, daß der Typus bereits frühhallstättisch ist [18]).

Ob die acht einfachen Ringe und der Schaukelring aus einem gemeinsamen Grabinhalt stammen, ist nach den Fundumständen nicht mit Sicherheit festzustellen, mit Sicherheit gehören aber die acht einfachen Ringe zusammen. Man darf wohl annehmen, daß sich hier mehrere Gräber befunden haben, deren Inhalt vermengt wurde.

Die vorgelegten Funde bereichern in willkommener Weise das Bild der älteren und jüngeren Urnenfelderkultur in Salzburg [19]), die hier im Raum der ostalpinen Kupfergewinnung auf dem Boden einer reich ausgeprägten Hügelgräberkultur im engen Anschluß an Süddeutschland erwachsen ist.

Anmerkungen:

[1]) G. Kyrle, Urgeschichte des Kronlandes Salzburg, ÖTK. 17, 1918, S. 3 f.

[2]) G. Kyrle, a. a. O., S. 3.

[3]) O. Kleemann, Der Bronzefund von Weißig usw., PZ. XXXII—XXXIII, 1941—42. S. 142.

[4]) K. Kersten, Zur älteren nordischen Bronzezeit, Veröffentl. d. Schleswig-Holsteinischen Universitätsgesellsch. Reihe II, Nr. 3, S. 46.

[5]) F. Holste, Die Bronzezeit im nordmainischen Hessen, 1939, S. 122.

[6]) W. Kimmig, Die Urnenfelderkultur in Baden, Röm.-Germ. Forschungen, 14, 1940, Taf. 32, B 2.

[7]) H. A. Ried, Über das neu entdeckte Urnengräberfeld in Grünwald bei München, BAUB. XIX, 1913, Taf. II, III.

[8]) F. Holste, Zur jüngeren Urnenfelderzeit im Ostalpengebiet, PZ. XXVI, 1935, S. 61.

[9]) M. v. Chlingensperg, Das Gräberfeld von Reichenhall, 1890, Taf. I, 2.

[10]) K. Willvonseder, Ein Fund der jüngeren Urnenfelderzeit von Agerzell (Oberdonau), Germania, 26, 1942, Abb. 1 und 2.

J. Hampel, AErt., 1883, S. 307, Abb. 2.

[11]) O. Kleemann, a. a. O., S. 143.

[12]) R. Eckes, Töpferei der Urnenfelderzeit zu Atting, B. A. Straubing, Marburger Studien, 1938, Taf. 20, 1.

[13]) O. Menghin, Einführung in die Urgeschichte Böhmens und Mährens, 1926, Abb. 42, 18.

[14]) O. Menghin, a. a. O., Abb. 44, 16.

[15]) A. Stocký, La Bohême à l'âge du bronze, 1928, Pl. LIII, 13.

[16]) E. Sprockhoff, Die Spindlersfelder Fibel, Marburger Studien, 1938, Taf. 83, 6, 15.

[17]) K. Willvonseder, a. a. O., Abb. 1, 2 a, 2 b.

[18]) P. Reinecke, AuhV. V, S. 405.

[19]) M. Hell, Salzburgs Urnenfelderkultur in Grabfunden, WPZ. XXV, 1938, S. 84 ff.

Derselbe, Funde der Bronzezeit und Urnenfelderkultur aus Marzoll, Ldkr. Berchtesgaden, Bayer. Vorgeschichtsblätter, im Druck.

Derselbe, Neue Gräber der Urnenfelderkultur aus Salzburg-Morzg, Archa. Heft 1, 1947, S. 44.

Neue Gräber der Urnenfelderkultur von Salzburg-Morzg.

Von Martin Hell, Salzburg.

Das ehemalige Pfarrdorf Morzg, nunmehr in die Landeshauptstadt Salzburg eingemeindet, ist durch zahlreiche Funde aus ur- und frühgeschichtlicher Zeit bekannt [1]). Davon sind aus der am Nordrand des Dorfes liegenden Schottergrube des Meßnerbauern Alexander Köllerer fünf Gräber der Urnenfelderkultur hervorzuheben, die ich 1938 veröffentlicht habe [2]). Im Zuge der seitherigen Abgrabungen sind weitere Grab-

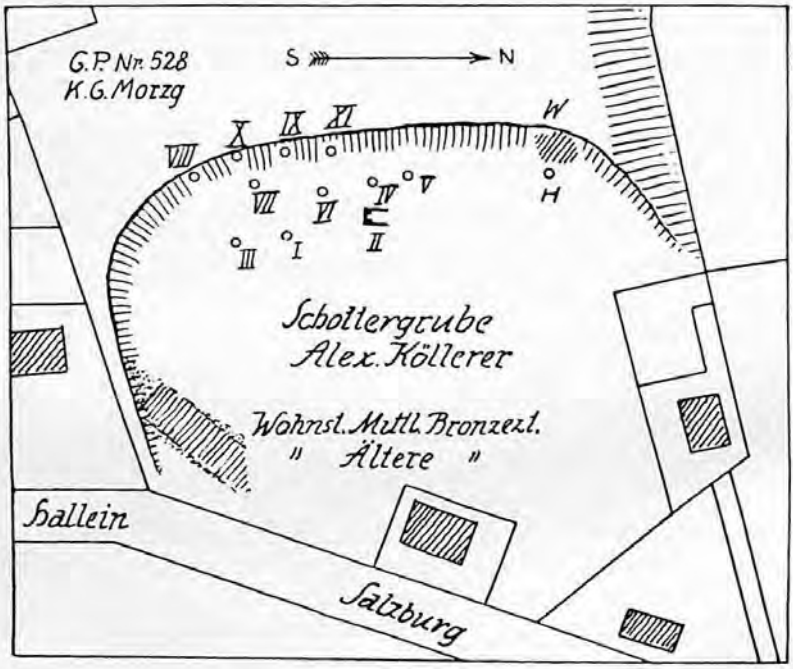


Abb. 1. Morzg. Lageplan der Urnengräber.
I—XI Gräber. H = Herdgrube, W = Wohnstelle der Urnenfelderzeit.

funde zutage gekommen und da durch das Ableben A. Köllerers die Schottergewinnung voraussichtlich auf längere Zeit unterbrochen bleiben wird, sollen die neuen Funde nachstehend bekanntgemacht werden. Die durch die bereits beschriebenen Gräber bedingte Numerierung wird dabei fortgesetzt. Über die Fundlage gibt der Lageplan Aufschluß (Abb. 1).

Grab VI.

Am 17. Jänner 1939 übergab mir A. Köllerer drei Bronzen, die er in seiner Grube ausgehoben hatte und bezeichnete mir die Fundstelle. Die Bronzen lagen in 0.7 m Tiefe mit Leichenbrand beisammen. Von Gefäßen waren zahlreiche Scherben vorhanden, die jedoch nicht geborgen wurden. Der Schaft der Vasenkopfnadel war weg-

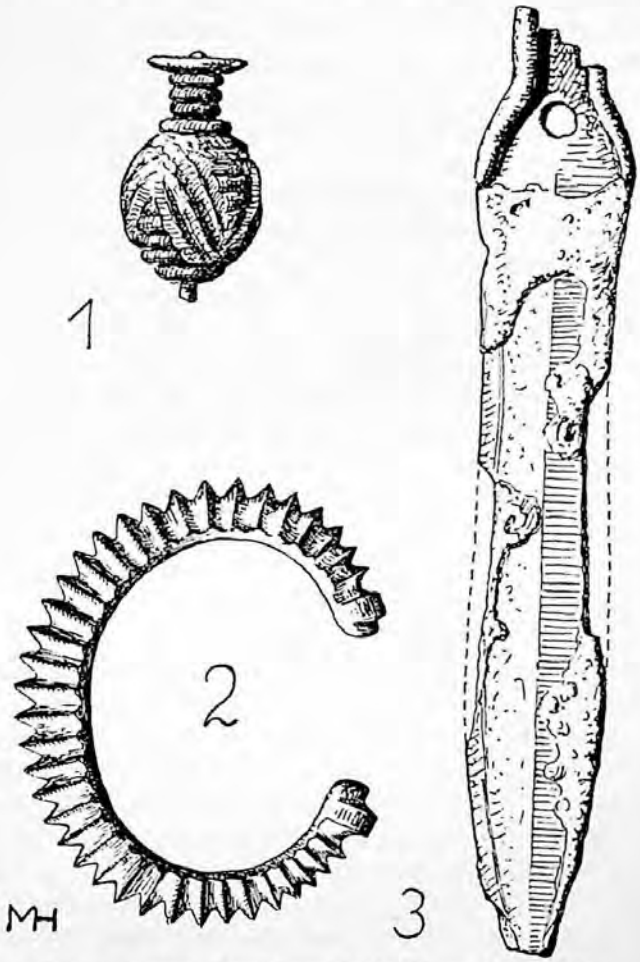


Abb. 2. Morzg. Funde aus Grab VI. — 3/4 nat. Gr.

geworfen worden, weil ein als kundig geltender Ortsbewohner den „Kupferdraht" als belanglos bezeichnet hatte. Ein Grabbau, wie Steinsetzung oder dergleichen, war nicht vorhanden.

1. Armreif aus Bronze. Innere Weite 5.6, Stollenabstand 2.4 cm. An der Innenseite umlaufende Gußnaht. Raupenform, Außenseite scharf gerippt. Die Rippengrate sind mit feinen Schrägstrichen gekerbt. Die Endstollen sind etwas verbreitert. — Abb. 2, 2.

2. Nadelkopf einer großen Vasenkopfnadel aus Bronze. Kopfhöhe 3.8, Dicke 2.3 cm. Der abgebrochene Schaft ist durch den Kopf gezogen und steht oben als Köpfchen vor. Schaft fehlt. Unter der Kopfplatte vier derbe Wülste. Der kugelige Körper ist ebenfalls von waagrechten Wülsten umgeben, die durch zickzack geführte, tiefe Kerben unterbrochen sind. Brandwirkung bemerkbar. — Abb. 2, 1.

3. Dolch aus Bronze. Erh. Länge 16, Breite am Klingenansatz 2.1 cm. Typus des Peschieradolches. Der schmale Griff mit seitlichen Randleisten verbreitert sich am Klingenansatz. Ein Nietloch am unteren Griffende. Die Klinge ist im oberen Drittel etwas eingezogen. Leichter Mittelgrat. Die Schneide ist von schmalen Linienfurchen begleitet. — Abb. 2, 3.

Der Raupenarmreif und die große Vasenkopfnadel sind bezeichnende Typen der Bronzezeitstufe D (nach P. Reinecke). Da aber diese Stücke, wie insbesondere die Großform der Vasenkopfnadel den benachbarten Nordtiroler Urnenfeldern sehr geläufig sind, können sie in K. H. Wagners Zeitgruppe II [3]), also in die Hallstattgruppe A eingereiht werden. Der Peschieradolch ist eine in Süddeutschland seltene Form. Wenn man von der Schweifung der Klinge am vorliegenden Stück absieht, so zeigt der Dolch von Peiting, B. A. Schongau, Oberbayern [4]), den P. Reinecke seiner Bronzezeitstufe D zuweist, eine gewisse Ähnlichkeit, insbesondere im Sitz des Nietloches. Ein schöner Peschieradolch, der bisher in der Literatur wenig Beachtung gefunden hat, stammt übrigens aus nächster Nähe von Eisenbichl bei Reichenhall [5]). Er weist allerdings in der Griff- und Klingenbildung gegenüber dem Morzger Stück einige Abweichungen auf. Die Peschieradolche in Süddeutschland datiert E. Sprockhoff in den Übergang von der reinen Brozezeit zur Urnenfelderzeit [6]). Nun liegt hier ein geschlossener Grabfund vor, der durch den Armreif und die Nadel einwandfrei in die ältere Urnenfelderzeit, Hallstattstufe A, datiert wird. Dem Grab kommt daher für die Zeitzuweisung der Peschieradolche in Süddeutschland besondere Bedeutung zu.

Grab VII.

Am 25. Februar 1939 konnten wir ein Urnengrab selbst untersuchen. Im Bodenprofil folgt hier auf 25 cm Humus brauner, sandig-lehmiger Boden von 70 cm Mächtigkeit, darunter postglazialer Flußschotter. Da lag in 90 cm Tiefe eine rundliche Brandplatte von 70—80 cm Durchm. und 5 cm Stärke mit viel Holzkohle und ausgebreitetem Leichenbrand. Etwa 5 cm über dem nördlichen Rand der Brandplatte lagen die Bronzen beisammen. Gerade über den Bronzen, und zwar 10 cm höher, lag „schwebend" ein großer Rollstein aus Kalk, 26 cm lang und 10 cm dick als Deckstein. Nordwestlich daneben stand eine Urne, deren Rand fehlte und die nur wenig Leichenbrand enthielt. Ansonst war keinerlei Steinsetzung vorhanden (Abb. 3).

1. Bronzeschwert, Vollgriffschwert, ganze Länge etwa 60 cm, Schneidenbreite 3.8 cm. Das Schwert ist absichtlich in acht Stücke zerbrochen, wobei starke Verbiegungen erzielt wurden. Die einzelnen Stücke waren auf den Scheiterhaufen gelegt worden und sind dabei teilweise geschmolzen. Ovale Knaufplatte. An dem dreiviertelkreisförmig ausgeschnittenem Heft zeigen sich noch die Spuren einer gegenständigen Doppelspirale, Abb. 4, 3. Die Klinge hat parallele Schneiden und ist flach rautenförmig profiliert mit breiter Mittelrippe und scharfer Abtreppung, die sich längs der Klinge doppelt und nach der Spitze zu dreifach gestaltet. An der Griffhülse ist von Kantung oder Verzierung nichts mehr wahrzunehmen.

Die weitgehende Zerstörung des Griffes gewährt guten Einblick in seinen Aufbau, wie er bei Vollgriffschwertern ansonst selten zu gewinnen ist. Demnach geht die Klinge nach oben

in eine breite Zunge über, wobei das rautenförmige Profil allmählich eine flach rechteckige Gestalt annimmt. Dieser Übergang vollzieht sich in Abb. 4, 3, wo die Breite 2 cm beträgt. Im Griff selbst, Abb. 4, 2 oben ist sie nur mehr 1.5 cm und unterhalb des Knaufes, Abb. 4, 1 noch 0.7 cm breit. Die Stärke beträgt nur mehr 0.2 cm, auch ist hier noch ein Nietloch vorhanden. — Abb. 4, 1—8.

2. Messer aus Bronze. Erh. Länge 10 cm, Breite 2.5 cm, Stärke 0.3 cm. Profil unsymmetrisch, also im Herdguß hergestellt. Schneide fast gerade, Rücken aufgewölbt. — Abb. 4, 9.

3. Knauf aus Bronze. Durchm. des Abschlußknopfes 1.8, Höhe 1.3, Innenlichte 1.1 cm. Teilweise angeschmolzen. Unter dem flachrunden Abschlußknopf sitzen drei derbe Wülste. Der Knauf gehört zum Messer. — Abb. 4, 10.

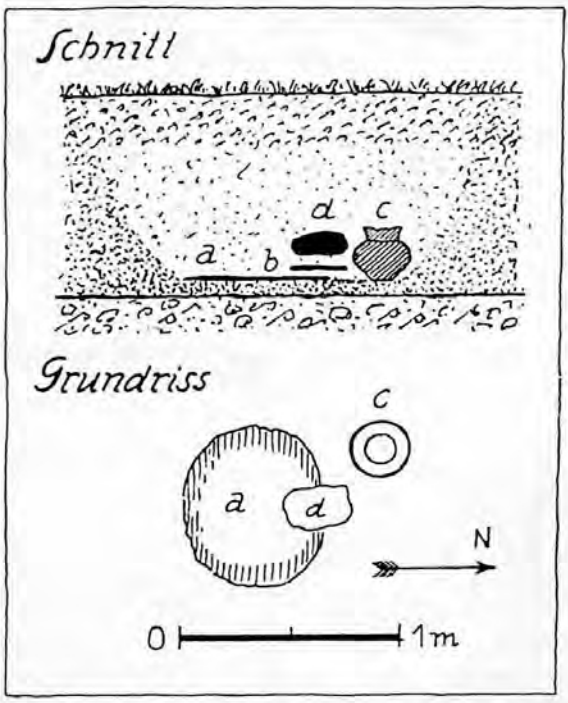


Abb. 3. Morzg. Grab VII.

4. Bronzestücke, nierenförmig geschmolzen. Dazu noch vier weitere formlos geschmolzene Bronzstücke und ein Schmelztropfen. — Abb. 4, 12 u. 13.

5. Urne aus mittelfeinem Ton mit Feinüberzug, grau, bis graubraun. Bodenw. 10.5, Bauchw. 33, Halsw. 19, erh. Höhe 23 cm. Bauch weit ausladend, Schulter gewölbt. Hals leicht trichterförmig erweitert. Vom Halsansatz bis über die Bauchweite hinunter laufen vier senkrechte Leisten, deren Kämme flache Schrägkerben tragen. Der Zwischenraum ist mit senkrechten, flachen Kannellüren bedeckt. Im ganzen stark gedrückte Form, der Bauch zeigt leichten Überhang. Am Hals Reste von Graphitanstrich. — Abb. 4, 11.

Für die Beurteilung des Schwertes fällt leider die genaue Kenntnis der Grifform infolge des schlechten Erhaltungszustandes aus. Querwülste waren mit Sicherheit jedoch nicht vorhanden. Sicher ist, daß der Griff seine größte Weite im unteren Teil hatte.

Eine merkliche Kantung des Griffes ist nicht wahrnehmbar. Das Schwert entspricht dem Typus D—E nach N a u e, wobei es dem Schwert von St. Andrä, Ob.-Bayern, nach Form, Länge und dem Spiraldekor über dem Heftausschnitt weitgehend nahe kommt [7]). Das Schwert von St. Andrä gehört nach den Begleitfunden wie Messer mit

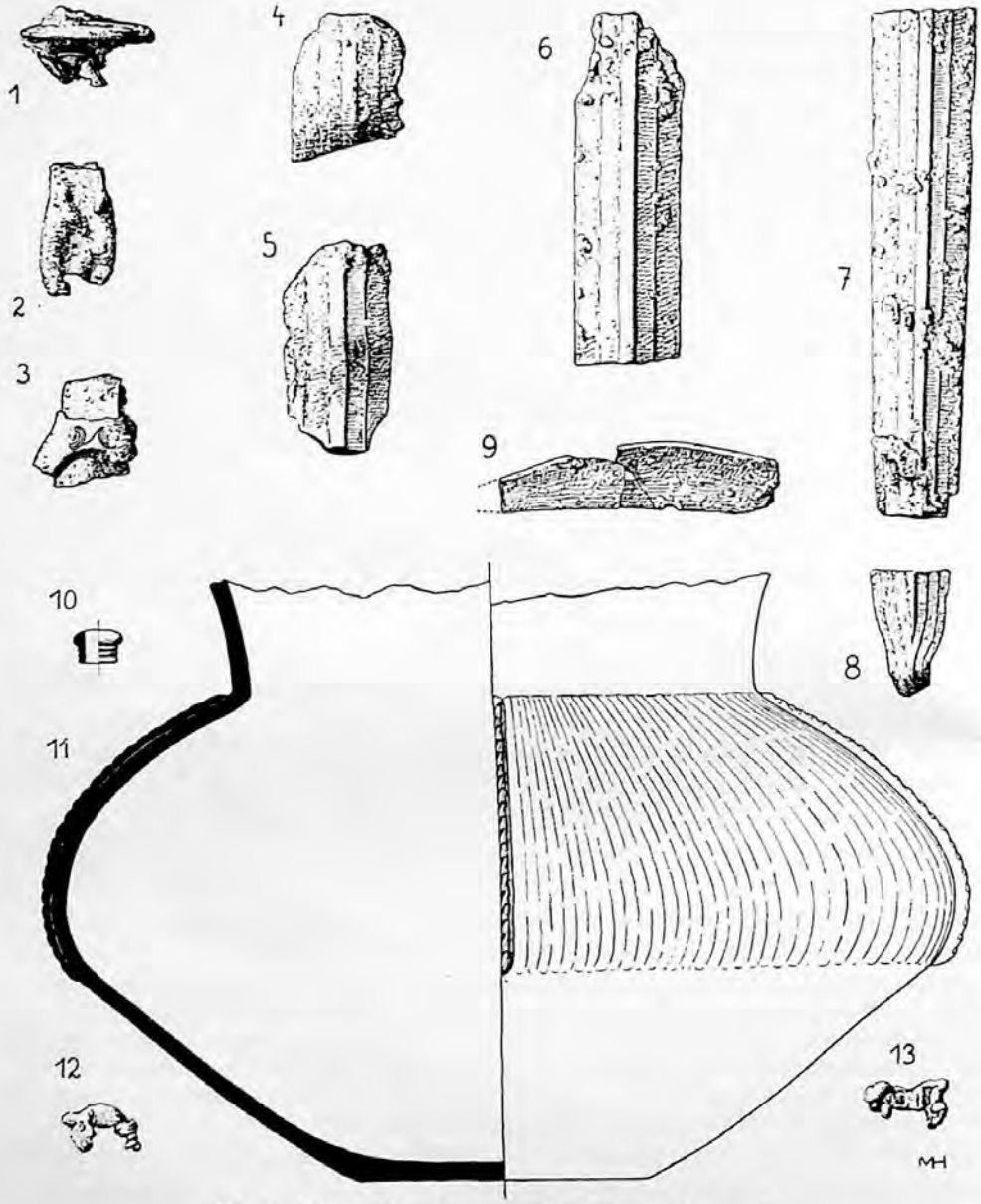


Abb. 4. Morzg. Funde aus Grab VII. — 1/3 nat. Gr.

gelochtem Griffdorn und großer Vasenkopfnadel der Hallstattstufe A an. Mit Rücksicht auf die besonders reich und scharf profilierte Klinge kann das vorliegende Schwert der späten Hallstattstufe A zugeteilt werden. Das Bronzemesser ist ebenfalls eine Form der Hallstattstufe A und in den Nordtiroler Urnenfeldern recht zahlreich. Der Knauf findet sich dort wieder an einem Messer mit gelochter Griffangel im Grab 35 von Mühlau [8]).

Zieht man noch die Bestattungsform in Betracht, wobei in der weiten Grube auf einer Brandplatte bestattet wurde [9]), so wird das Grab doch vielleicht schon für die jüngere Urnenfelderzeit, Hallstattstufe B, in Anspruch genommen werden dürfen.

Grab VIII.

Am 6. März 1939 erhielten wir eine größere Anzahl von Gefäßscherben, deren Fundort zwar angegeben werden konnte, ohne daß noch nähere Fundumstände zu erheben waren. Es handelt sich um einen Grabfund, von dem sich eine Urne noch formsicher rekonstruieren läßt.

1. Urne aus mittelfeinem, grauem Ton mit braunem Feinüberzug. Bodenw. 12, Bauchw. 39, Halsw. 22.5, Höhe 26.7 cm. Zylinderhalsurne von etwas gedrückter Form mit hochgewölbter Schulter. An der Unterseite regellos, scharf eingetragene Strichfurchen. Über Schulter und Bauchweite laufen metopenartig angeordnete Gruppen von je drei senkrechten, flachen Kannellüren. Rand ohne Kantung, etwas ausgelegt. — Abb. 5, 2.

2. Wandstück von bauchigem Gefäß aus feinsandigem, gelbbraunem Ton. Auf der Schulter breite, senkrechte Kannellüren. — Abb. 5, 3.

3. Wandstück von kleinem Gefäß (Halsweite ca. 10 cm) aus mittelfeinem graubraunem Ton. An der Schulter senkrechte Kannellüren. — Abb. 5, 4.

Die Urne (Abb. 5, 2) findet ihrer Form eine gute Entsprechung im Urnengräberfeld von Grünwald bei München [10]), das in die Hallstattstufe A zu stellen ist. Die Form ist auch den Tiroler Urnenfeldern geläufig, wo sie gelegentlich Säulchen trägt. Die breiten, abgesetzten Kannellüren mit dem wilden Strichdekor der Unterseite verleihen ihr eine gewisse Eigenart. Als Zeitstellung ist Hallstattstufe A anzunehmen, wobei mit Rücksicht auf den Graphitanstrich an deren Spätzeit zu denken ist.

Grab IX.

Am 17. März 1939 ergab sich wieder eine größere Partie von Gefäßscherben aus einem Urnengrab. Außer der Örtlichkeit waren keine Fundumstände mehr festzustellen.

1. Teile von sehr großer Zylinderhalsurne aus derbem, grauem Ton mit rotbraunem Feinüberzug. Bauchw. etwa 85 cm, Wandstärke 0.12 cm. Der Körper unter dem Zylinderhals ist doppelkonisch, die Schulter leicht aufgewölbt, ziemlich scharfe Bauchwölbung. Unterteil leicht eingezogen. Die Form entspricht der großen Graburne aus Grab 41 von Mühlau [11]).

2. Randstück mit Henkelansatz von Krug aus feinem, dunkelgrauem Ton. Hals trichterförmig geschweift ausladend. Randw. etwa 13 cm.

Als Zeitstellung kommt mit Rücksicht auf den Krug mit geschweiftem Trichterhals die frühe Hallstattstufe B in Betracht.

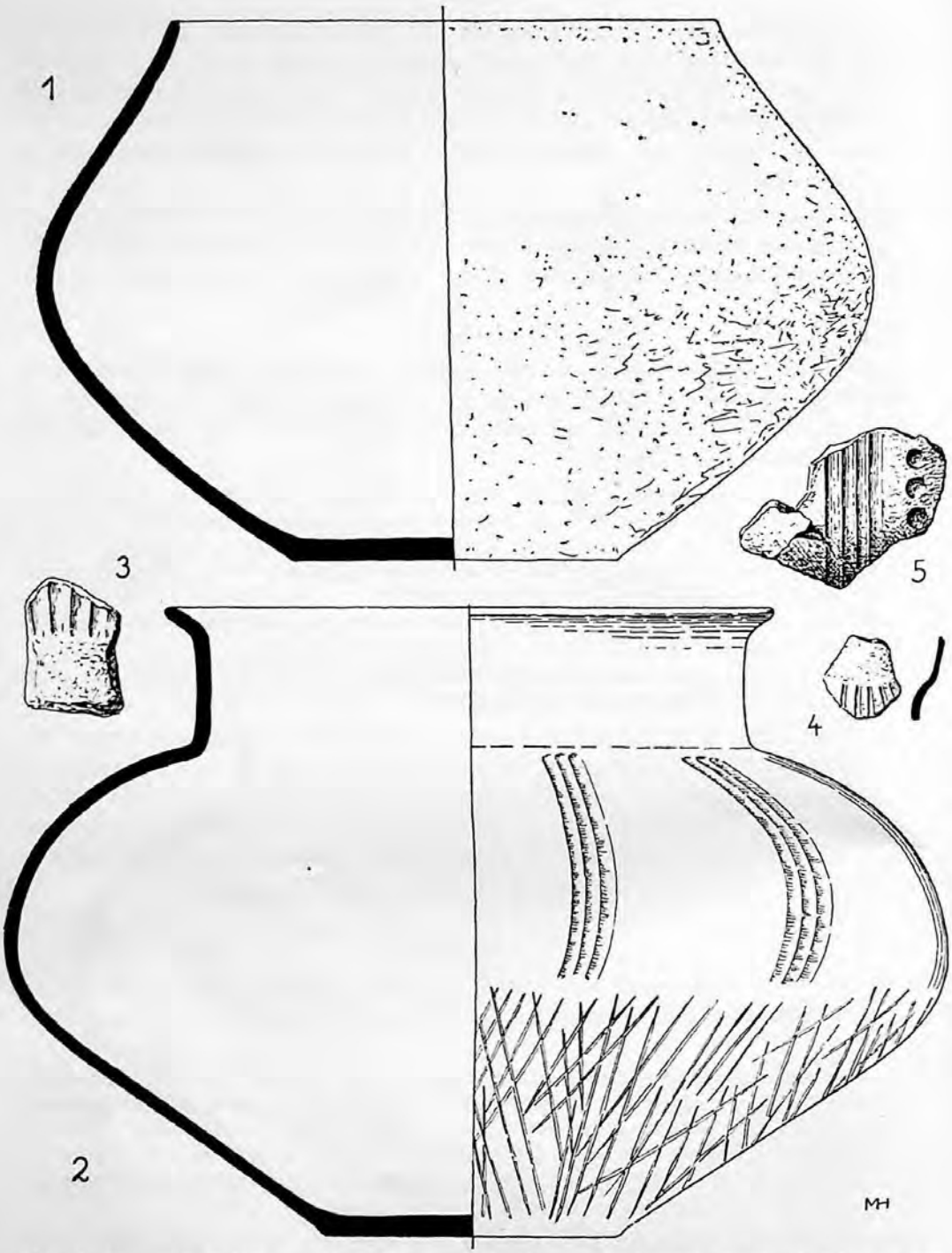


Abb. 5. Morzg. 1 Gefäß aus Grab XI. 2—4 Funde aus Grab VIII. 5 Wandstück von der Wohnstelle. — 1/3 nat. Gr.

Grab X.

Dieses Grab wurde am 18. und 19. April 1940 von meiner Frau Lina fesgestellt und untersucht. Es handelt sich dabei um ein Hauptgrab und ein Nebengrab mit der Bestattung eines Kindes. Die Grabsohle war hier nicht verebnet (Brandplatte), sondern kesselförmig eingetieft, Abb. 6. Im Bodenprofil liegt unter 25 cm Humus, lehmig-sandiger Boden über postglazialem Schotter.

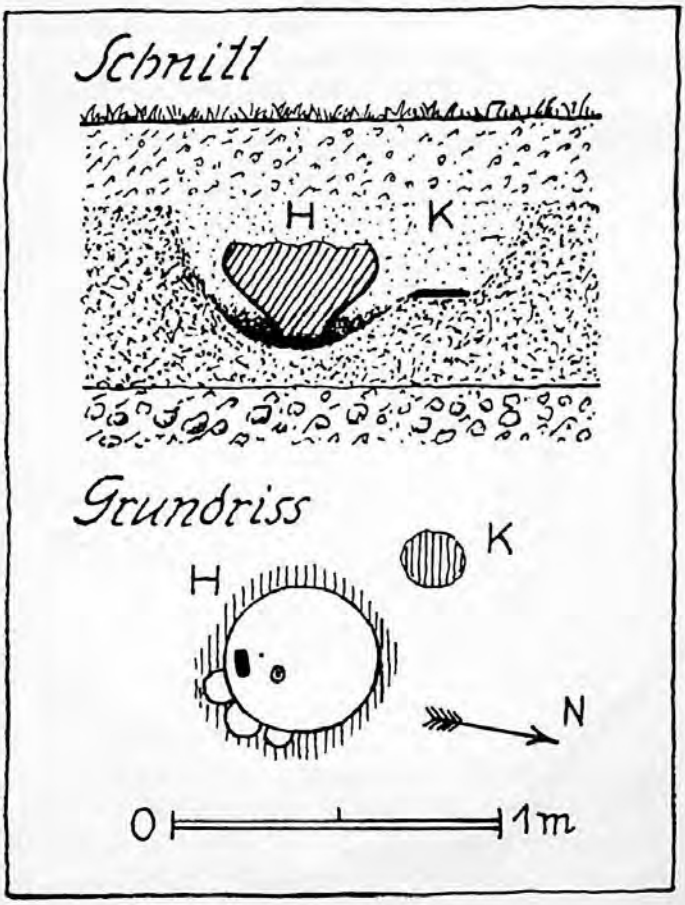


Abb. 6. Morzg. Grab X.

a) Hauptgrab.

In der 0.70 m tiefen Grube stand die große Graburne 0.65 m tief. In der Urne lag der Leichenbrand und einige Scherben der außerhalb stehenden Kleingefäße, Holzkohle nur in einzelnen Stücken. Im unteren Teil der Grube, unter der Graburne und seitlich aufsteigend war der Boden satt mit Holzkohle durchsetzt. Die Flachaxt und der Tonanhänger lagen in dem kohligen Boden außerhalb der Urne im Niveau ihres

Bodens. In- und außerhalb der Urne je ein kleiner Schmelzpartikel von Bronze. Die Kleingefäße standen außerhalb der Urne. Da die Scherben der Kleingefäße vom Innern der Urne und von ihrer Außenseite zusammengehören und sich diese Gefäße ergänzen ließen, ist festzustellen, daß diese Gefäße, wie auch ihre Brandwirkung anzeigt, auf dem Scheiterhaufen gestanden waren und ihre Reste der Bestattung beigegeben worden waren. Da der Graburne Schulter und Hals fehlen, ist diese also in beschädigtem Zustand als Grabbehälter verwendet worden.

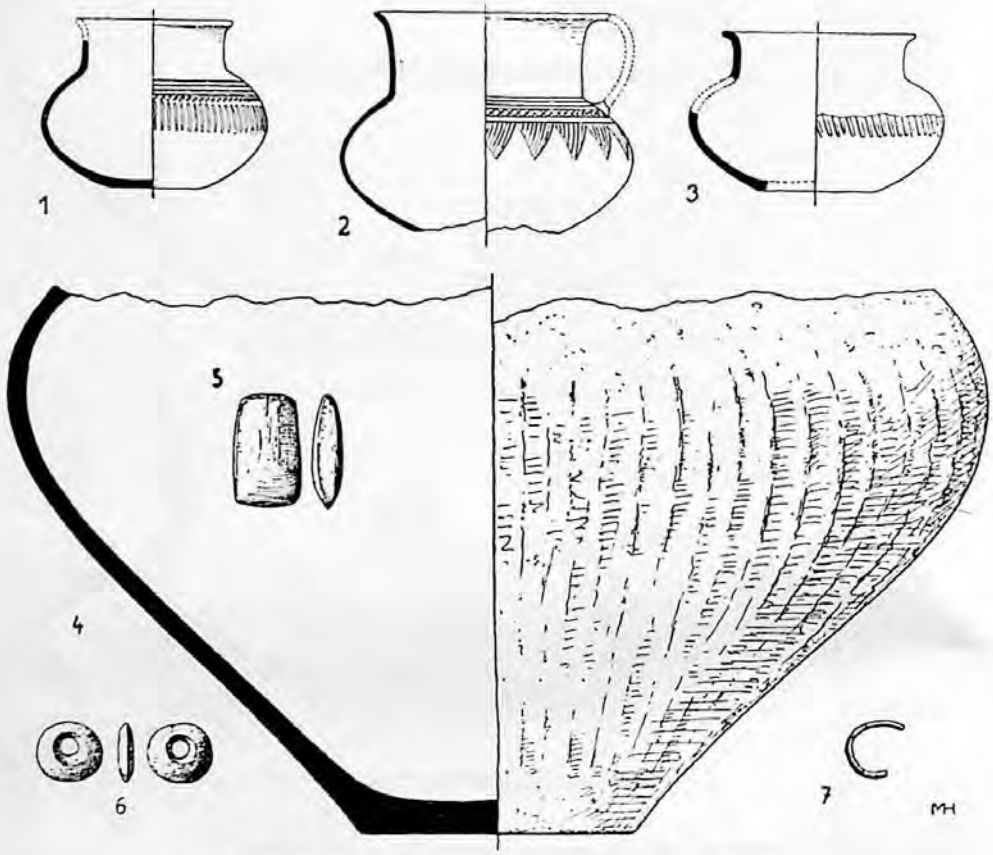


Abb. 7. Morzg. Funde aus Grab X. — ¼ nat. Gr.

1. Flachaxt aus grauem, feinkörnigem, quarzitischem Schiefer mit feinem Glimmer. Brandwirkung bemerkbar. Form fast rechteckig, Länge 5.8, Breite 3.4, Dicke 1.5 cm. — Abb. 7, 5.

2. Anhänger aus graurotem Ton. Durchm. 3.2, Lochweite 0.9, Stärke 0.7 cm. Form einer flachen Ringperle. Oberfläche glatt poliert, Querschnitt rhombisch. Die glänzende Glätte der Oberfläche ist Gebrauchspolitur vom Tragen des Anhängers, der wohl als Halsschmuck diente. — Abb. 7, 6.

3. Zwei kleine Schmelzstückchen aus Bronze, formlos.

4. Urne aus derbem, außen rotbraunem Ton. Hals und Rand fehlen. Wandstärke 1 cm, Bodenw. 13, Bauchw. 28 cm. Von der Bauchweite abwärts breite Fingerstriche, denen anscheinend dekorative Wirkung zugedacht ist. Es handelt sich wohl um eine Zylinderhalsurne. — Abb. 7, 4.

5. Henkelkrug aus feinsandigem, braunem Ton, dünnwandig. Bauchw. 14.3, Randw. 11 cm. Außenseite mit Graphit fein poliert. Im Leichenfeuer stark verbrannt. Das Gefäß ist unvollständig ins Grab gekommen. Bauch gerundet, Zylinderhals, Rand leicht ausladend, Bandhenkel vom Rand zur Schulter gespannt, an der Schulter waagrechte Strichzonen, deren eine mit gekreuzten Strichen ausgefüllt ist. Darunter hängend schraffierte Dreiecke. Die Muster sind in zarten Furchen eingetragen. — Abb. 7, 2.

6. Gefäß aus feinsandigem, rotbraunem Ton. Bodenw. 4.5, Bauchw. 11, Halsw. 7, Höhe ca. 8.5 cm. An der Oberfläche feiner Tonüberzug und Spuren von Graphitanstrich. Form rundbauchig mit Zylinderhals. An der Schulter waagrechte Strichzonen, darunter Kornstichreihe mit senkrechten Streifen. Die Muster in breiten Strichen eingetragen. Unvollständig erhalten. — Abb. 7, 1.

7. Gefäß aus rotbraunem Ton. Bodenw. 5.5, Bauchw. 12.2, Randw. 9, Höhe 8 cm. Bauch gerundet, etwas gedrückt, Zylinderhals, Rand ausladend. Am Bauch breite Schrägkannellüren. — Abb. 7, 3.

8. Einige Scherben von weiteren 2—3 Kleingefäßen.

b) Kindergrab.

Diese Bestattung bestand aus einer in der gleichen Grube, aber nur 55 cm tief liegenden Partie von Leichenbrand mit Drahtarmreif und Gefäßresten. Die zarten Knochen und insbesondere die Reste der dünnen Schädeldecke ließen die Bestattung als Kindergrab erkennen. Hier wurde der Leichenbrand nicht in einem Gefäß geborgen, sondern frei mit den unvollständigen Gefäßresten niedergelegt. Das Gefäß war also auf dem Scheiterhaufen gestanden und seine Reste wurden nur zum Teil der Bestattung beigegeben.

1. Armreif aus Bronze. Einfacher Draht, rund profiliert, 0.3 cm stark, Innendurchmesser etwa 3 cm. — Abb. 7, 7.

2. Gefäß mittlerer Größe aus mittelfeinem, grauem bis rötlichem Ton. Über dem leicht eingezogenen Unterteil runder Bauch und wenig aufgewölbte Schulter. Der anscheinend zylindrische Hals geht in etwas ausgelegten Rand über. Am Bauch leichte, lappenartige Ansätze.

Beide Bestattungen bilden ein gemeinsames Grab. Das beweisen zwei Scherben von der großen Urne des Hauptgrabes mit den Fingerstrichen, die unter den Gefäßresten des Kindergrabes lagen. Im Hauptgrab sind bemerkenswert die Steinaxt und der Tonanhänger als Beigaben. Ähnliche Tonringe dieser Größe, allerdings rund profiliert, gibt es aus Urnengräbern Badens, und zwar aus Mannheim-Wallstadt mit 3.5 cm Durchm. [12]) und Endingen, Kr. Emmendingen, mit 3 und 3.5 cm Durchm. [13]). Das erste Grab wird der Hallstattstufe A/B, das zweite der Stufe A zugewiesen. An der großen Urne ist die Fingerstrichverzierung beachtenswert, die im Salzburgischen (Maxglan) schon der Hügelgräberbronzezeit geläufig ist. Nähere zeitliche Anhaltspunkte geben die Kleingefäße (Abb. 7, 1—3), die in den Tiroler Urnenfeldern gute Entsprechungen finden, was insbesondere für die Verzierungsweise gilt. Mit Rücksicht auf den Graphitanstrich wird die Spätzeit der Hallstattstufe A als Zeitansatz in Frage kommen.

Grab XI.

Von einer Grabstelle wurden zahlreiche Gefäßreste geborgen, die sich ergänzen ließen.

Gefäß aus mittelfeinem Ton von schwärzlicher bis rotbrauner Farbe. Bodenw. 13.5, Bauchw. 34.0, Randw. 22, Höhe 23 cm. Doppelkonus. — Abb. 5, 1.

Der Doppelkonus ist eine der Leitformen der älteren Urnenfelderzeit und der Hallstattstufe A zuzuweisen.

Wohnstelle.

In der Veröffentlichung der ersten fünf Gräber vom Jahre 1938 wurde eine Herdgrube nahe den Gräbern am Nordrand der Geländeterrasse erwähnt, unter deren Scherbeninhalt ein kleiner Doppelkonus festgestellt wurde (Abb. 1, H)[14]. Der Anschluß an eine Wohnschicht war damals nicht zu beobachten gewesen. Erst bei weiterer Abgrabung kam eine Kulturschicht zum Vorschein, aus der leider nur eine geringe Anzahl von Scherben geborgen werden konnten, die der Urnenfelderkultur angehören. Abbildung 1, W. Davon ist von Belang des Bruchstück einer grauschwarzen, starkwandigen Urne mittlerer Größe (Abb. 5, 5), wahrscheinlich Zylinderhalsgefäß. Über die Bauchwölbung laufen vier senkrechte Kannellüren, daneben eine senkrechte Reihe flacher, runder Dellen. Diese Zierweise ist ebenfalls den Tiroler Urnenfeldern geläufig[15]. Es handelt sich also bei der Herdgrube und der Wohnstelle um einen Siedlungsniederschlag, der gleichzeitig mit den Urnengräbern ist. Dabei ist zu erwähnen, daß auch bei der Untersuchung der nahegelegenen Wohnstelle der mittleren Bronzezeit, Abb. 1, über derselben Gegenstände der Urnenfelderkultur herausgekommen sind, von denen ein Gefäßbruchstück mit waagrechten Strichzonen auf der Schulter, kleinen Dellen mit angehängten „Kammstrichen“ [16], sowie das Bruchstück vom Griffausschnitt eines Vollgriffschwertes aus Bronze hervorgehoben seien.

Überblickt man die vorgelegten Grabfunde zusammen mit den bereits früher behandelten fünf Gräbern[17], so gehört das Fundmaterial der Hauptmasse nach der Hallstattstufe A an. Dabei war aber des öfteren darauf hinzuweisen, daß dabei fallweise in die Spätzeit dieser Stufe, bzw. in den Übergang nach Stufe B, ja in diese selbst heraufzurücken sei. Deutlich gehen auch in dem neu vorgelegten Material Funde der Hallstattstufen A und B nebeneinander[18].

Hinsichtlich der Hallstattstufe B in Morzg sind auch die keramischen Funde vom urgeschichtlichen Kultplatz in Morzg heranzuziehen. Dieser befindet sich etwa 300 m südlich des Gräberfeldes auf einer Terrasse des Goiserberges. Die dortige Keramik geht von der Hügelgräberbronzezeit durch bis in den Beginn der Hallstattstufe C. Neben Hallstattstufe A ist auch die Stufe B gut vertreten. Es darf daher angenommen werden, daß sich auch im Gräberfeld die Hallstattstufe B noch stärker herausstellen wird als dies bisher der Fall zu sein scheint.

Dazu ist darauf zu verweisen, daß die Hallstattstufe B auch ansonst im Gebiet von Salzburg mannigfach vertreten ist. Ich verweise nur auf die Lanzenspitze von Puch mit dem rechtwinkligen Blattansatz[19]; die vielen Nadeln mit winzigem Vasen-

kopf, Messer mit vollrundem Zwischenstück und einschlägiger Keramik vom Rainberg; das Armring-, bzw. Knöchelringdepot von Muntigl, unter deren Strichmustern sich auch die für die Hallstatt-B-Stufe bezeichnenden Längsstriche, auf Inv.-Nr. 613 und 615 finden [20]); die Vasenkopfnadel mit kleinem Köpfchen, nadeldick, vom Georgenberg bei Kuchl [21]); mehrfache endständige Lappenäxte und Tüllenäxte bezeichnender Form usw.

Aus dem westlichen Teil des Raumes von Salzburg, dem Reichenhaller Tal, sind zu nennen die Urnengräber von Marzoll [22]) und Bayrisch-Gmain, die der Hallstattstufe B angehören [23]), die auch in den Funden von Karlstein vielfach nachweisbar ist. Es zeigt sich also im urgeschichtlichen Kulturraum von Salzburg nicht nur die Hallstattstufe A, sondern auch die Stufe B, also neben der älteren auch die jüngere Urnenfelderkultur gut vertreten.

Was die Beziehungen der Salzburger Urnengräber zu den Tiroler Urnenfeldern anbelangt, so sind diese ziemlich enge und K. H. Wagner bezieht das salzburgische Gebiet in diese seine Südostgruppe der süddeutschen Urnenfelderkultur ein [24]). Wenn daran im allgemeinen festgehalten werden kann, so sind doch im besonderen wesentliche Unterschiede festzustellen.

So ist die Art der Bestattung in den Tiroler Urnenfeldern im Bereich größerer Gräberkomplexe von großer Einheitlichkeit. Dagegen herrscht in Salzburg unter den bisher in Morzg untersuchten elf Gräbern größte Unterschiedlichkeit in der Grabform. Es sind da festzustellen ein großes Steinkammergrab, ovale Überwölbung mit großen Rollsteinen, einzelner Deckstein, Grabgrube mit frei in den Boden gestellter Urne, Niederlegung der Grabbronzen ohne Gefäße, kesselförmige Grabgrube neben Brandplatte. Der großen Seltenheit von Waffen in den Tiroler Urnenfeldern steht in Salzburg geradezu ein Reichtum von Waffenbeigaben gegenüber. So fanden sich in den Morzger Gräbern zwei Schwerter, zwei Lanzenspitzen, ein Dolch und fünf Pfeilspitzen. Das einzelne Grab von St. Martin bei Lofer führte ein Schwert [25]). Aus dem Gräberfeld von Marzoll, wo zwei Gräber untersucht wurden, stammt der Griff eines Griffzungenschwertes [26]). Bei den bisher untersuchten 14 Gräbern liegen also 13 Waffenstücke vor.

Wenn K. H. Wagner für Tirol hervorhebt, daß eine absichtliche Unbrauchbarmachung der Beigaben nicht beobachtet werde [27]), so ist für Salzburg festzustellen, daß in den bisher untersuchten Gräbern die absichtliche Unbrauchbarmachung der Bronzebeigaben weitaus vorherrschend ist. Diese erstreckt sich nicht nur auf die Großformen der Schwerter, sondern auch auf Kleingegenstände, wie Messer, Gürtelhaken, Armreife und Nadeln.

Auch in der Keramik zeigen sich gegenüber den Tiroler Urnenfeldern einige Abweichungen, wie z. B. die Urne von St. Martin mit ihrem gerillten und gestrichelten Rand [28]), die Etagenurne und die Tassen mit geknickter Wand aus Marzoll [29]), die Verzierung der Urnen (Abb. 4, 11 und Abb. 5, 2 usw.). Nimmt man dazu noch das deutliche Auftreten der Hallstattstufe B in Salzburg — die beiden Gräber von Marzoll, ebenso die nicht näher untersuchten von Bayrisch-Gmain [30]) gehören der Hallstattstufe B an —, so ergeben sich gegenüber den Tiroler Urnenfeldern grundsätzliche Unterscheidungen, die das Vorwalten einer regionalen Sonderentwicklung der Urnen-

felderkultur in dem geographisch geschlossenen Kulturraum Salzburgs deutlich erkennen läßt.

Für stete Mitarbeit an den dargelegten Untersuchungen habe ich meiner Frau Lina zu danken.

Zum Schlusse sei noch des verstorbenen Grundbesitzers Alexander Köllerer, Meßnerbauer, Meßner und Totengräber in Morzg gedacht. Köllerer war es, der durch die Bergung einer römischen Urne bei Ausschachtung eines Grabes im Jahre 1909 die Untersuchung des römischen Morzg in Gang gebracht hat. Und seither hat er unsere Grabungen auf seinem Grunde stets mit Interesse verfolgt, gefördert und selbst manchen Fund geborgen. Er war ein aufrechter Bauer, dessen Heimatliebe und Verständnis auch der salzburgischen Urgeschichtsforschung wertvolle Dienste geleistet haben, was hiemit zu seinem Gedenken vermerkt sei.

Anmerkungen:

[1]) M. Hell, Morzg. (Marciacum) bei Salzburg, Mittlg. d. Gesellsch. f. Salzburger Landeskunde 74, 1934, S. 81 ff.

[2]) M. Hell, Salzburgs Urnenfelder in Grabfunden, WPZ. 25, 1938, S. 84—108.

[3]) K. H. Wagner, Nordtiroler Urnenfelder, Röm.-German. Forschungen 15 (1943), S. 65 f.

[4]) P. Reinecke, AuhV., 5., Taf. 38, 615.

[5]) M. v. Chlingensperg, MAG. 34, 1904, Taf. 7, 19.

[6]) E. Sprockhoff, Ein Peschieradolch aus Niedersachsen. Germania 20, 1936, S. 169.

[7]) J. Naue, Die vorrömischen Schwerter (1903), Taf. 42, 6.

[8]) K. H. Wagner a. a. O., Taf. 15, 5.

[9]) W. Kimming, Die Urnenfelderkultur in Baden. Röm.-Germ. Forschungen 14, 1940, S. 31.

[10]) H. A. Ried, BAVB., 19, 1913, Abb. 1.

[11]) K. H. Wagner, a. a. O., T. 17, 1.

[12]) W. Kimming, a. a. O., Taf. 18, F, 11.

[13]) W. Kimming, a. a. O., Taf. 23, D, 7. u. 8.

[14]) M. Hell, WPZ. 25, 1938, S. 86.

[15]) K. H. Wagner, a. a. O., Taf. 15, 16.

[16]) M. Hell, Grabfunde der Urnenfelderstufe aus Morzg bei Salzburg, WPZ. 15, 1928, Abb. 1, 3 a u. b.

[17]) M. Hell, WPZ. 25, 1938, S. 84 ff.

[18]) F. Holste, Zur jüngeren Urnenfelderzeit im Ostalpengebiet, PZ. 26, 1935, S. 75.

[19]) G. Kyrle, Urgeschichte Salzburgs, ÖKT., 17, 1918, S. 54, Fig. 4, 1.

[20]) G. Kyrle, a. a. O., S. 84, Fig. 18.

[21]) M. Hell, Der Georgenberg bei Kuchl. Mittlg. d. Gesellsch. f. Salzburger Landeskunde 67, 1927, S. 142.

[22]) M. Hell, Funde der Hügelgräberbronzezeit und Urnenfelderstufe aus Marzoll, B. A. Berchtesgaden, Bayer. Vorgeschichtsbl.; im Druck.

[23]) F. Wagner, Schumacherfestschrift (1930), Taf. 2, C.

[24]) K. H. Wagner, a. a. O., S. 146.

[25]) O. Klose, WPZ. 15, 1928, S. 108.

[26]) M. Hell, a. a. O. (im Druck).

[27]) K. H. Wagner, a. a. O., S. 3.

[28]) O. Klose, a. a. O., Abb. 2 u. 3.

[29]) M. Hell, a. a. O. (im Druck).

[30]) F. Wagner, Schumacherfestschrift (1930), Taf. 2, C.

Hausformen der Hallstattzeit aus Salzburg-Liefering.

Von Martin Hell, Salzburg.

Etwa 5 km nördlich der Stadt Salzburg mündet von Südwesten die Saalach in die Salzach, womit die beiden Hauptflüsse des Landes Salzburg ihre Vereinigung finden. Dieses Mündungsdreieck ist auf den beiden Flußseiten begleitet von alluvialen Niederungen, denen gegenüber der Zwischenraum eine Hochebene bildet, welche die Niederungen um 8 bis 10 Meter überhöht und aus postglazialen Schottern besteht. Etwa in Dreiecksmitte wird diese höher gelegene Talebene überragt vom Lieferinger Hügel, 434 m, der aus Flyschsandstein besteht. Am Ostrand der Ebene liegen Liefering im Schutze des Hügels, weiter südlich Maxglan, beide Dörfer nunmehr in die Stadt Salzburg eingemeindet. Auf der Westseite liegen Rott, das Schloß Kleßheim und Siezenheim.

Dieser Raum ist uralter Siedlungsboden und es hat sich hier erstmals gezeigt, daß nicht nur alle aus dem Salzburger Becken aufragenden Einzelerhebungen früheste Besiedlung getragen haben, sondern daß auch der ebene und trockene Talboden seit vorgeschichtlicher Zeit besiedelt worden ist.

So ist eine neolithische Wohngrube nördlich von Maxglan untersucht worden, welche die ersten geometrischen Silices in Österreich geliefert hat [1]; eine andere neolithische Wohnstelle wurde westlich von Liefering festgestellt [2]. Weiters wurden am Nordrand von Maxglan altbronzezeitliche Wohnstellen ausgegraben [3]. Besonders reiche Aufschlüsse ergaben sich ab 1938 beim Bau der Reichsautobahn und beim Ausbau des Schlosses Kleßheim samt Zufahrtstraße. Dabei kamen zutage eine neolithische Wohnstelle der Münchshöfer Kultur, an die zwanzig Wohnstellen der mittleren Brozezeit (eine davon ist unter 2 in den Übersichtsplan Abb. 1 eingetragen), ein Hausgrundriß der späten Hallstattzeit im Park des Schlosses Kleßheim (1 in Abb. 1), eine Gruppe späthallstättischer Pfostenhäuser (3 in Abb. 1), woran sich noch ein großer, keltisch-römischer Gutshof (4 in Abb. 1), und römische Gräber schlossen. Dazu zeigten sich zwischen diesen Stellen an den verschiedensten Bodenaufschlüssen immer wieder Tonscherben und anderes aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Alles in allem ergibt sich also in diesem Raum das Bild einer reichen urzeitlichen Besiedlung der Ebene des Salzburger Beckens.

Von diesen neueren Untersuchungsergebnissen sollen nachfolgend nur jene über die Wohnstellen der späten Hallstattzeit behandelt werden, da sie einerseits verschiedene Bauweise erkennen lassen und andererseits die Hallstattzeit bis in die Latènezeit hinein überdauern.

1. Hallstättisches Blockwandhaus in Kleßheim.

Anläßlich von Bauarbeiten im Schloß Kleßheim, 1.2 km südöstlich von Liefering entdeckten wir am 9. März 1941 in einem offenen Wasserleitungsgraben eine vorgeschichtliche Kulturschicht aus der Hallstattzeit, die vom Graben durchschnitten worden war. Durch verständnisvolles Entgegenkommen der Bauleitung (Ing. Anton Gesell) und Beistellung von Arbeitern war es möglich, eine vollständige Aufdeckung der ganzen Kulturschicht vorzunehmen, die sich bald als Grundriß eines kleinen Blockhauses erwies, Abb. 2. Der Boden besteht hier unter dem Humus aus braunem, sandigem Verwitterungsboden, der auf hellem, postglazialem Flußschotter aufliegt. Der fast



Abb. 1. Übersichtsplan von Liefering-Kleßheim mit ur- und frühgeschichtlichen Ansiedlungen. Maßstab 1 : 9000.

quadratische Hausgrundriß ist am Oberrand der Kulturschicht 5 m lang und 4.5 m breit, im tieferen Sohlbereich 3.5 m lang und 3.25 m breit. Der Grundriß wird von einer bis 20 cm starken Schicht von grauem Lehm unterlagert. Die Kulturschicht ist im Sohlbereich auf 15 cm Stärke tiefschwarz von Holzkohle und wird nach oben allmählich lichter, hebt sich aber gegen den braunen Ackerboden noch deutlich ab. Am Nordostrand liegt eine Herdstelle von 1 m Durchmesser, durch große Steine und besondere Brandwirkung, wie Rötung der Sohle, kenntlich gemacht. Die Fundeinschlüsse verteilen sich der Fläche nach ziemlich gleichmäßig, der Höhe nach liegen an der Sohle die Funde der jüngeren Hallstattzeit, die nach oben allmählich in die frühe Latènezeit übergehen. Der Fundinhalt spricht deutlich für ein Wohnobjekt. Es fanden sich ein

einziger Bronzegegenstand, an 300 Tongefäßscherben, Spinnwirtel, Handmühlensetzer und Läufer, Klopfsteine, Hüttenlehm und Tierknochen.

Hervorzuheben sind nachstehende Funde:

1. Scheibenkopf, Abb. 3, 5 aus Bronze mit Schaftansatz. Scheibenkopf von 1.1 cm Durchm. und 0.2 cm Höhe. Hat seitlich eine umlaufende Rille und oben ein flaches Schälchen.

2. Spinnwirtel, Abb. 3, 6, aus braunem Ton, unvollständig. Oberfläche geglättet. Durchm. 3.0, Höhe ca. 2.5 cm, Turbanform.

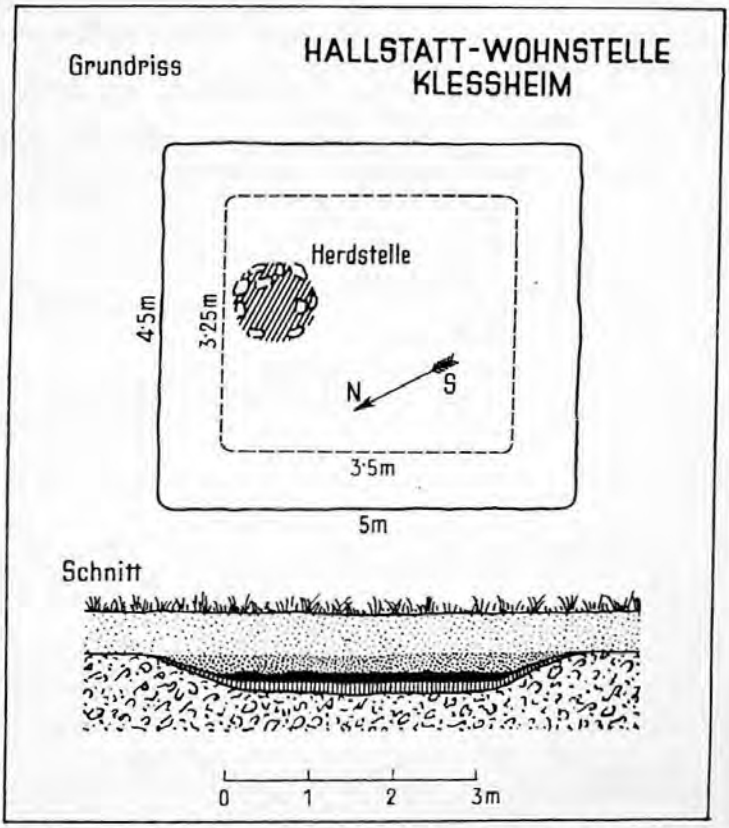


Abb. 2. Haus der Hallstatt- und Latènezeit im Schloßpark von Kleßheim. Maßstab 1 : 100.

3. Schale, Abb. 3, 1, aus grauem, feinem und dichtem Ton, dem sehr fein verteilter Graphit beigemischt ist. Außenseite graubraun, geglättet. Bauchw. 22.0, Randw. 21.1, Höhe ca. 9 cm, Form halbkugelig gedrückt mit bogenförmiger Halseinziehung.

4. Schale, Abb. 3, 2, aus grauem, feinem Ton mit fein verteiltem Graphit vermischt. Außenseite graubraun, geglättet. Randw. 15.5 cm, Form halbkugelig mit leichter Halseinziehung.

5. Schale, Abb. 3, 3, aus feinem Ton, dünnwandig. Außen und innen Graphitanstrich. Bauchw. 13.7, Randw. 12.2 cm. Form halbkugelig mit leichter Einziehung des Randes.

6. Schale, Abb. 3, 4, aus feinem Ton, dünnwandig. Außen und innen Graphitanstrich. Bauchw. 10.2, Randw. 10.0 cm. Form halbkugelig. Halseinziehung mit leicht ausladendem Rand.

7. Schale, Abb. 3, 7, aus feinem, braunem Ton, Spuren von Graphitanstrich außen und innen. Form kugelig, der niedere Rand scharf angesetzt und leicht ausladend.

8. Schale, Abb. 3, 10, aus grauem Ton, der spärlich mit Graphit vermengt ist. Bauchw. 15.8, Randw. 13.8 cm. Bauch scharf gerundet, Schulter wenig aufgewölbt, der niedere Rand hohlkehlenartig abgesetzt. Derbe, stehende Zierfurchen in Absätzen.

9. Schale, Abb. 3, 14, aus grauem, mit feinem Quarzsand gemischten Ton. Die Oberfläche außen und an der Innenseite des Randes mit Graphit stahlgrau poliert. Bauchw. 18.5, Randw. 17.0 cm. Form bauchig, gedrückt. Der niedrige Rand hohlkehlenartig abgesetzt. Abwärts der Halslinie senkrechte, breite Kannellüren.

10. Wandstück, Abb. 3, 8, aus grauem, feinem Ton mit Graphitmehl spärlich vermengt. Unterteil einer bauchigen Schale mit Wandknick an der Unterseite des Bauches. Am Bauch derbe, senkrechte Furchen.

11. Rand, Abb. 3, 9, von großem Gefäß aus graubraunem, sehr löcherigem Ton. Rand stark verdickt und durch Fingereindrücke flach gekerbt.

12. Rand, Abb. 3, 11, eines großen, dünnwandigen Gefäßes aus grau-braunem, sehr löcherigem und leichtem Ton. Rand leicht verdickt und durch Fingereindrücke leicht gekerbt.

13. Wandstück, Abb. 3, 12, aus derbem, porösem Ton mit Tupfenleiste. Das Tupfenrelief flach verwaschen.

14. Wandstück, Abb. 3, 13, aus stark durchgraphitiertem Ton mit flacher Tupfenleiste.

15. Kleiner Abschlag aus gelblichen Hornstein.

16. Acht Bruchstücke von größeren, laibförmigen Mahlsteinen aus grobkörnigem Gneis (Granitgneis). Die Mahlflächen zumeist konkav.

17. Drei Bruchstücke von Reibplatten aus Sandstein.

18. Sechs rundliche Klopfsteine aus Quarzit, Serpentin und Amphibolit.

19. Walzenförmiges Geschiebe aus braunem Werfener Sandstein, an einer Seite keilförmig abgeschlagen, lang 10 cm, Durchm. 3 cm.

20. Zwei große Stücke von Quarzitgeröllen, bis zu 5 kg Gewicht, mit Schlagspuren und Schlagstücke.

21. Stücke von rotgebrannten Hüttenlehm.

22. Unter den wenigen Tierknochen ist ein Zahn vom Hirsch.

23. Randstück einer Schale aus Terra-Sigillata der Form Dragendorff 42, genauer wie bei F. Oswald-T. D. Pryce, Terra-Sigillata, 1920, pz. LIV, 2.

Der kleine Scheibenkopf, Abb. 3, 5, als einziger Bronzefund ganz an der Sohle der Wohnschicht gelegen, gehört nicht einer Nadel an, sondern ist wohl die Fußzier einer späthallstättischen Fibelform und zwar jener Pauken- und Bügelfibeln, auf deren geradem Fuß ein derartiger, schälchentragender Scheibenkopf mit kurzem Schaft aufgenietet ist. Die Zeitstellung ist dabei mit Hallstattstufe D (nach P. Reinecke) klar gegeben.

Eine geläufige Form der entwickelten Hallstattzeit ist auch der Spinnwirtel von Turbanform. Jünger hattstättisch sind die Schalenformen Abb. 3, 1, 2, 3, 4, 7, die sowohl der Stufe C geläufig sind als sich auch noch in die Stufe D fortsetzen. Die grobe Hauskeramik ist vertreten durch die Scherben, Abb. 3, 9, 11, 12 mit ihrem grobkörnigen, leichten Ton und den verwaschenen Fingereindrücken. Zu den jüngsten Stücken des vorliegenden Fundmateriales gehören die Schalen, Abb. 3, 8, 10, 14. Sie sind klare Weiterentwicklungen der sie hier begleitenden anderen Schalenformen, heben sich aber von diesen durch die Profilbildung und Dekorationsweise deutlich ab und sind daher als jünger anzusprechen, was auch durch die Tonzusammensetzung zum Ausdruck kommt. Diese unterliegt einer fortschreitenden Veränderung bzw. Ent-

wicklung, die auch stratigraphisch gut gekennzeichnet ist; denn der Graphitzusatz nimmt von unten nach oben zu und die stark durchgraphitierten Scherben (gleicherweise wie die Kammstrichware der späten Latènezeit) lagen an der Oberseite der Kulturschicht. Darüber lag noch der römische Scherben, der als Streufund anzusprechen ist.

Die grobe Hauskeramik im Sohlbereich der Schicht ist frei von Graphit. Die feintonigen Schalen Abb. 3, 3, 4, 7, tragen nur oberflächlichen Graphitanstrich. Bei den Stücken Abb. 3, 1, 2, 10 ist der Ton schon durchgehends mit feinem Graphitmehl vermengt. Weiters liegen einige glatte Scherben größerer Gefäße vor, aus porösem, braunem Ton von derber prähistorischer Machart, der jedoch durchgehends, wenn auch

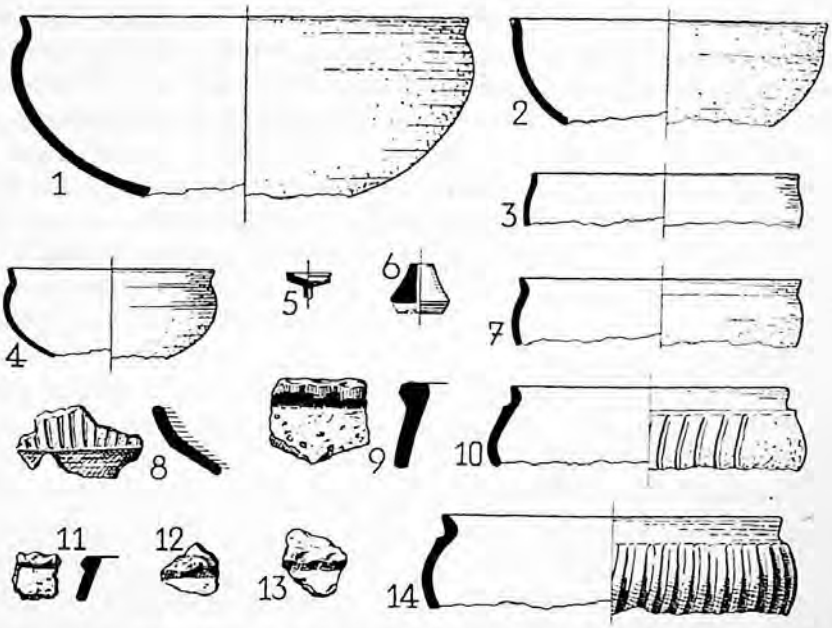


Abb. 3. Funde aus dem Haus der Hallstatt- und Latènezeit im Schloßpark von Kleßheim. ¼ nat. Größe.

noch spärlich, mit grobem Graphitgrus vermischt ist. Und schließlich sind aus dem obersten Schichthorizont noch 6 Scherben von größeren Gefäßen mit glatter Wandung da (auch Abb. 3, 13 gehört dazu), deren Graphitgehalt schon so reichlich ist, wie dies in der späten Latènezeit der Fall ist.

Es ist also hier der volle Entwicklungsweg der Graphitverwendung an sich und auch stratigraphisch gesichert deutlich erkennbar. Was dadurch zum Ausdruck kommt, ist wohl nichts anderes als der Übergang von der späten Alteisenzeit in die frühe Jungeisenzeit. Dazu sei auch noch auf die beiden Wandscherben mit Fingertupfenleisten, Abb. 3, 12, 13 verwiesen. Abb. 3, 12 zeigt die Fingertupfenleiste auf derbem,

graphitfreiem Ton. Diese flachen, verwaschenen Tupfenleisten (auch die flachen Fingereindrücke an den Gefäßrändern, Abb. 3, 9, 11, entsprechen dieser Technik) sind bezeichnend für das Gebrauchsgeschirr der ausgehenden Hallstattzeit. Diese Erscheinung läßt sich insbesondere da feststellen, wo an die ausgehende Hallstattzeit noch die frühe Latènezeit anschließt, wobei sich diese Tupfenleisten in gleicher Weise aus graphitfreiem Ton und auch schon auf stark mit Graphit gemischtem Ton finden. Das ist in ausgezeichneter Weise in der Siedlungskeramik vom Hellbrunnerberg in Salzburg (unpubliziert) ebenso am Halleiner Dürrnberg der Fall. Die gleiche Erscheinung habe ich auch für Hallstatt aufgezeigt [5]). Und auch hier liegt auf Abb. 3, 13 die gleiche Ausbildung der Tupfenleiste auf völlig durchgraphitiertem Ton vor.

Graphitanstrich tritt im nordalpinen Gebiet gegen Ende der Bronzezeit auf. Die entwickelte Hallstattzeit bedient sich dieses oberflächlichen Graphitauftrages schon im Gegensatz zu anderen Farbtönen, so daß man im höheren dekorativen Sinn von Graphitbemalung sprechen kann. Eine wesentlich andere und neue Verwendungsart des Graphits ist aber dessen Beimengung zum Töpferton und diese scheint erst die keltische Kultur mit sich zu bringen. Es darf also der Nachweis der Verwendung von graphitgemischtem Ton als Einfluß keltischer Kultur bewertet werden. Dieser Einfluß erfaßt hier noch gut hallstättische Schalenformen und wird stärker in ausgeprägten Spätformen. Es ist aber auch schon die glatte Graphittonware der frühen Latènezeit vorhanden. Hier ist also der Übergang von der späten Hallstattzeit in die frühe Latènezeit deutlich ausgeprägt und dürfte die Siedlung etwa von 550 bis 450 v. Chr. bestanden haben.

Zur baulichen Ausgestaltung des hier bestandenen Objektes ist festzustellen, daß keine Pfostenlöcher vorhanden waren, wohl aber Hüttenbewurf. Es war also ein Blockhaus. Der verbaute Grundriß ist mit Einrechnung der Wandstärke von mindestens 15 cm mit 3.80 × 3.55 m anzunehmen, er war also fast quadratisch.

Das Inventar mit Herd spricht an sich für ein Wohnobjekt, wobei die zahlreichen Mahlsteine und Klopfsteine eine vorwiegende Mahltätigkeit anzudeuten scheinen; es kann also der Hauptzweck diese Tätigkeit gewesen sein, so daß es sich um ein Wirtschaftsgebäude, eine Mühle gehandelt haben könnte. Die heutigen Bauernmühlen im Salzburgischen, die sog. Gmachmühlen, haben ebenfalls dieselbe Raumgröße und sind vielfach einräumige Blockwandbauten.

Hinsichtlich der Kleinheit dieses Grundrisses sowie des vermutlichen Verwendungszweckes sei auf den Grundriß eines ähnlichen Blockhauses hingewiesen, das wir in etwa 450 m östlicher Entfernung an der nördlichen Einfahrtschleife von der Reichsautobahn zur neuen Kleßheimerstraße im Jahre 1941 untersuchten. Abb. 1, 2. Dieses hatte einen Grundriß von 3.3 × 2.4 m und wurde von mir der zahlreichen Mahl- und Klopfsteine wegen, damals als Wirtschaftsgebäude, als Mühle angesprochen [6]). Die Zeitstellung dieses Gebäudes ist die mittlere Brozezeit. Einen weiteren kleinen Hüttengrundriß der mittleren Bronzezeit stellten wir in Hellbrunn fest mit 4.1 × 2.8 m Fläche, der nur wenig Keramik enthielt und keinem Wohnbau, sondern einem kleinen Wirtschaftsgebäude angehörte.

Es sind also derartige Kleinbauten in Blockwandtechnik im Salzburgischen schon seit der mittleren Bronzezeit nachweisbar.

Aus der Mittellatènezeit finden sich solche Kleinbauten (neben größeren) als Pfostenhäuser am Goldberg bei Nördlingen. Da ist ein Grundriß mit 3.8 × 4.2 m Fläche und ein „Weberhäuschen" mit etwa 3 × 3 m Fläche. Hier diente also das kleinste Objekt auch einem wirtschaftlichen Sonderzweck [7]). Und eine Fortsetzung dieser Typenreihe ergibt sich wieder im Salzburgischen, denn 36 m südlich des genannten Kleinobjektes der mittleren Brozezeit in Hellbrunn gruben wir einen Grundriß eines Blockhauses von 3.75 × 2.8 m Fläche aus, der der Mittel- und Spätlatènezeit angehörte und nach seinem reichen Fundinhalt ein Wohnhaus war.

In Salzburg finden sich also einräumige Blockwandhäuser kleiner Form zur mittleren Bronzezeit, späten Hallstattzeit und Latènezeit in Verwendung.

Auf einen ähnlichen Grundriß der Spätlatènezeit aus der Keltensiedlung bei Hollubau, mit 4.2 × 4.8 m Fläche weist neuestens L. Franz hin, der solche Grundrisse auch aus dem Oppidum Klein-Radisch angibt [8]).

Wie solche Blockwandhäuser der Hallstatt- und Latènezeit konstruiert waren, lassen deren wohlerhaltene Reste aus Hallstatt erkennen. So das Blockhaus vom Jahr 1878, das aus 4 und 6 m langen Rundhölzern bestand [9]). Besonders bedeutsam aber ist das im Jahre 1939 von F. Morton ausgegrabene Blockhaus mit 4.2 × 5.2 m Innenweite, das in die Konstruktionsart weitgehenden Einblick gewährt und der Spätlatènezeit angehört [10]). Die Bauart der Wände ist dieselbe, wie sie noch heute bei Bauernhäusern und Heustadeln im salzburgischen Gebirge fortlebt.

2. Hallstatt-Pfostenhäuser aus Liefering.

Über die Ständerbauweise bei vorgeschichtlichen Häusern im Salzburgischen und ihre Kennzeichen, die Pfostenlöcher, liegen bisher wenig Beobachtungen vor. Vereinzelt wurden Pfostenlöcher festgestellt an den geraden Vorderseiten der merkwürdigen halbovalen Hüttengrundrissen der mittleren Bronzezeit [11]), sowie bei Rechteckhäusern der frühen Hallstattzeit (Urnenfelderzeit) von Karlstein bei Reichenhall [12]).

Im Jahre 1906 konnten wir am Rainberg in Salzburg von einem Hausgrundriß von 3.8 m Breite und 7 m Länge drei Pfostenlöcher nachweisen [13]).

Eine große Anzahl von Pfostenlöchern ergab sich im Herbst 1942 beim Bahnhofbau westlich von Liefering. Hier wurde am Rande einer flachgeböschten, etwa 3 m hohen Geländeterrasse eine Schottergrube aufgemacht. Auf etwa 25 cm Humus folgte hier postglazialer Flußschotter. Am 8. Oktober 1942 zeigte sich hier eine kesselförmige Abfallgrube angeschnitten, die 1.3 m weit und 1.4 m tief war. Der dunkle Füllboden barg an der Sohle einen großen, laibförmigen Mahlstein aus Gneis mit konkaver Oberfläche (Setzer) eine größere Anzahl von Tongefäßscherben, Hüttenlehm und einige Tierknochen. Die Tonscherben verwiesen die Grube in die späte Hallstattzeit. Etwa 15 m südlich lag wieder eine solche Grube, 1.2 m tief. Im stehengebliebenen Rest des Füllbodens mit Kohlespuren waren keine sonstigen Funde mehr nachzuweisen. Gleichzeitig kamen schmale, schachtartige Vertiefungen im Schotter zum Vorschein,

die aber nur dunklere Erde enthielten. Trotzdem wurde begonnen, sie einzelweise einzumessen. Bald zeigten sich in weiteren Kohlenspuren mit vereinzelten Tonscherben der jüngeren Hallstattzeit. Es handelte sich also um richtige Pfostengruben einer Hallstattsiedlung. Die Gruben waren verschieden im Ausmaß. Im allgemeinen zylindrisch, meist 30 bis 40 cm weit und 60 bis 80 cm tief.

Sonderbar mußte scheinen, daß sich über dem Schotter keine Kulturschicht vorfand. Der dunkle Füllboden der Pfostengruben reichte nur bis zur Oberfläche des Schotters empor, dann folgte wie abgeschnitten der braune Humus darüber. Es ist also nach dem Ende der Siedlung zu irgend einer Zeit hier der Oberboden abgehoben und später wieder Humus aufgebracht worden. Das kann etwa in römischer Zeit geschehen sein, deren Spuren sich vereinzelt hier herum bemerkbar machen, wobei wir in ca. 200 m südlicher Entfernung einen großen, keltisch-römischen Gutshof untersucht haben, 4 auf Abb. 1. Noch wahrscheinlicher ist aber ein solcher Bodenabhub mit dem Bau der nahen Bahn in Zusammenhang zu bringen.

Die gegenständlichen Untersuchungen fanden seitens der Bahnbauleitung für den Bahnhofsausbau (Ing. Hans R u m p e l) verständnisvollste Unterstützung. Trotzdem blieb es bei dem raschen Baufortschritt und der Verwendung zahlreicher Kriegsgefangener unvermeidlich, daß sich manche Pfostengruben unserer Wahrnehmung entzogen. Dieser Umstand ist sehr bedauerlich, weil er die Ergänzung der Hausgrundrisse sehr erschwert. So fehlen einerseits in den festgestellten Grundrissen wichtige Pfosten und andererseits sind Pfostengruppen vorhanden, die sich zu keinem Grundriß mehr vereinen lassen. Auch ist bei der Dauer der Siedlung mit verschiedenen Bauperioden, Veränderungen an den Bauten usw. kurz, unkontrollierbaren Umständen zu rechnen, die ebenfalls die Klarstellung der Herdstellen, von Raumeinteilungen und dergleichen, erschweren.

Trotzdem ist es gelungen, acht Hausgrundrisse sicherzustellen, konstruktive Fragen zu beantworten und die kulturelle und zeitliche Stellung der Siedlung nachzuweisen, Abb. 4 bis 6.

Bis zum 3. Februar 1943 wurden 136 Pfostengruben aufgenommen. Dann stellte man die Schottergewinnung ein und schüttete die Grube wieder zu.

Im Plan Abb. 4 numeriert eingetragen sind die einzelnen Pfostenlöcher. Ein S dabei bedeutet Scherben, ein B Bronzefunde, k Holzkohle. Die feststellbaren Hausgrundrisse sind stark punktiert dargestellt. An der Nordwestseite schließt eine flache, einen Meter tiefe Mulde an, die in römischer Zeit ausgehoben und wieder eingefüllt wurde, wie die Fundeinschlüsse in dem dunklen, teilweise Kohle führenden Füllboden erkennen lassen.

a) Abfallgrube.

In der Abfallgrube 1, die wir fast zur Hälfte zerstört antrafen, fanden sich an der Sohle ein großer laibförmiger Mahlstein aus Quarzit, ca. 8 kg schwer, und 150 Tongefäßscherben, Hüttenbewurf in roten Tonknollen und einige Tierknochen. An Funden sind hervorzuheben:

U r n e, Abb. 5, 1, aus feinem Ton, im Kern schwarz, außen rotbraun mit Feinüberzug, der Spuren von Graphitanstrich und Rotbemalung trägt. Bauchw. 43.5, Randw. 28.5 cm. Die Form hatte engen Fuß, zeigt einen hochsitzenden Bauch und niedrigen, stehenden Rand.

T o p f, Abb. 5, 2, aus derbem, porösem Ton, der stark mit Nummuliten durchsetzt ist, Bodenw. 11.5, Bauchw. 24.6, Randw. 20.3, Höhe 23.5 cm. Der Rand ist verbreitert und durch Fingereindrücke oben und an den Seiten gewellt.

S c h a l e, Abb. 5, 3, aus feinem, schwärzlichen Ton mit Spuren von Graphitanstrich. Bauchw. 15.3, Randw. 15 cm. Form halbkugelig mit leichter Halseinziehung.

Mehrere Scherben von derben Gefäßen, deren Ton stark mit Nummuliten vermengt ist.

Die Urne findet nach Form und Größe eine gute Entsprechung im Brandgrab II von Zilling, das der jüngeren Hallstattzeit angehört [14]). Der Topf Abb. 5, 2 fügt sich in die Hauskeramik dieser Zeit ein und entspricht in der Tonpaste und Randgestaltung völlig dem Randstück aus dem Kleßheimer Blockhaus, Abb. 3, 11. Es ist in beiden



Abb. 4. Plan des Dorfes der Späthallstatt-Frühlatènezeit in Salzburg-Liefering.

Fällen die eigenartige Technik der verwaschenen Tupfenleisten festzustellen. Die halbkugelige Schale, Abb. 5, 3, hat ebenfalls im Grabfeld von Zilling mehrfache Entsprechungen [15]). Bemerkenswert ist die Beimischung von Nummuliten im Gefäßton, eine Erscheinung, die bisher nur in der Keramik der Urnenfelderzeit beobachtet wurde [16]). Von Belang ist auch das Vorhandensein von Hüttenlehm.

b) Die Pfostenhäuser.

Unter den gegebenen Umständen sind die Funde aus den Pfostengruben, die zudem, wie erwähnt, nicht alle erfaßt werden konnten, sehr spärlich, gerade darum aber umso sorgfältiger zu beachten. Es sollen nur jene Gruben mit bemerkenswertem Fundinhalt angeführt werden. Durch fein verteilte Holzkohle war ja die Dunkelheit

des Füllbodens aller Gruben mehr oder weniger bedingt, die sich dadurch vom hellen Schotter und vom braunen Oberboden scharf abhoben, Abb. 6.

Pfostengrube 6, 0.35 m weit, 0.6 m tief. Inhalt 5 Gefäßscherben aus derbem und feinem Ton mit Feinüberzug, junghallstättisch.

Pfostengrube 19, 0.3 m weit, 0.7 m tief. 3 Scherben, junghallstättisch.

Pfostengrube 55, 0.8 m weit, 0.7 m tief, enthielt große Rollsteine und Holzkohle. Die Steine dienten zum Verkeilen des Pfostens.

Pfostengrube 67, 0.4 m weit, 0.7 m tief. 1 Scherben, feintonig mit braunem Feinüberzug, junghallstättisch.

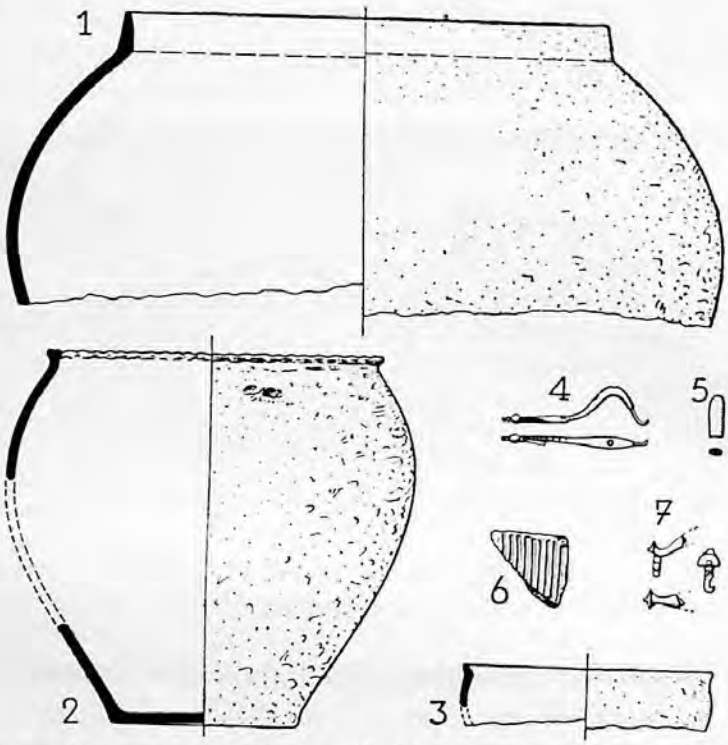


Abb. 5. Funde aus dem Dorf der Späthallstatt-Frühlatènezeit in Salzburg-Liefering. $^1/_5$ nat. Gr.

Pfostengrube 72, 0.35 weit, 0.65 m tief. Brozestück, stabförmig, oval gerundet, das andere abgebrochen. Länge 2.8 cm, Breite 0.8 cm. Kein Gerät sondern wohl Metallbarren, Abb. 5, 5.

Pfostengruben 88 und 89. Zwischen beiden Gruben, die 0.8 m voneinander entfernt und durch eine vertiefte Bodenrinne, eine Türschwelle verbunden waren, lag ein Scherben, Bodenstück von größerer Schüssel, feinsandig, buccherottonig. Drehscheibenarbeit. Frühlatène.

Pfostengrube 92, 0.4 m weit, 0.7 m tief. Inhalt 3 Tonscherben, 3 Stücke Hüttenlehm, 1 Tierknochen. Die Scherben, feintonig, geglättet, junghallstättisch.

Pfostengrube 100, 0.4 m weit, 0.7 m tief. 1 Scherben, 1 Tierknochen. Scherben dunkelgrau, feintonig, spärlich mit Graphitmehl gemischt. Endhallstättisch.

Pfostengrube 85, 0.45 m weit, 0.75 m tief. Randscherben, feintonig braunrot, außen buccherotonig, Drehscheibenarbeit. Bauchige Schale mit bogenförmig eingezogenen Hals und etwas ausladendem Rand. Frühlatène.

Pfostengrube 130, 0.35 m weit, 0.65 m tief. Bronzefibel, Tonscherben, Rindzahn, Kniefibel mit langem Fuß, eingliedrig, 4.4 cm lang. Am Fußende kugeliger Knopf, auf den noch mindestens zwei kleine Knöpfchen folgen, Abb. 5, 4. Am Bügelknick sitzt ein rundes Loch für einen Einsatz von Koralle? Der Fuß oberseits quer gekerbt. Hallstattstufe D. Der Scherben ist junghallstättisch.

Pfostengrube 119, 0.4 m weit, 0.7 m tief. Ein Scherben, starkwandig, dunkelgrau, im Ton feines Graphitmehl. Bauchige Schüssel mit scharf gebogenem Bauchprofil. Endhallstättisch.

Pfostengrube 114, 0.4 m weit, 0.8 m tief. Ein Scherben, derb, junghallstättisch.

Pfostengrube 11, Scherben im alten Loch, junghallstättisch.

Pfostengrube 128, 0.8 m weit, 0.75 m tief. Darin 25 Scherben von etwa 6 Gefäßen. In einem derben Bodenscherben zahlreiche Nummuliten und Conchylienschalen. Die Nummuliten sind stark gewölbt und haben bis 5 mm Durchm. Die feinen Scherben sind außen braun und geglättet. Ein paar Scherben von dünnwandiger Schale haben sehr fein verteilten Graphit im Ton. 3 Graphittonscherben, glatt, zwei davon stärker, einer stark durchgraphitiert, Frühlatène. Die Keramik ist also jüngerhallstättisch bis Latène. An den Seiten mehrere größere Steine zur Verkeilung der Pfosten.

Pfostengrube 127, 0.35 m weit, 0.6 m tief. Ein Scherben, von derbem Gefäß, braunrot. Junghallstättisch.

Die Kniefibel Abb. 5, 4 ist eine bezeichnende Form der späten Hallstattzeit (Stufe D nach P. Reinecke). Das Bronzebarrenstück Abb. 5, 5 ist chronologisch nicht verwertbar. Von den Tongefäßscherben ist der Großteil junghallstättisch und entspricht nach Tonpaste und Machart jenen vom Brandgräberfeld in Zilling. Wichtig sind die Scherben aus den Pfostenlöchern 100, 119 und 128, deren Ton feines Graphitmehl enthält und die damit analogen Stücken aus dem Blockhaus in Kleßheim entsprechen. Ihre Zeitstellung ist endhallstättisch. Schon der Frülatènezeit gehören die Stücke von buccherotonigen Drehscheibengefäßen zwischen den Pfostenlöchern 88 und 89 und 85 an. Ebenso gehören der frühen Latènezeit die drei Graphittonscherben aus Pfostenloch 128 an.

Die Fundverteilung über die Pfostenlöcher ist im allgemeinen ziemlich gleichmäßig, soweit die Spärlichkeit der fundführenden Pfostenschächte dies erkennen läßt. Im Haus VI, das als einziges zwei Pfostenlöcher 88 und 89 mit Scherbenfunden aufweist, enthalten beide Scherben der Frühlatènezeit. Besonders wichtig ist Pfostenloch 128, das junghallstättische Scherben, solche mit feinem Graphitmehl, mit stärkeren und starken Graphitgehalt aufweist. Hier zeigt sich also auf kleinstem Raum die gleiche Entwicklungsserie von der Junghallstatt- bis in die Frühlatènezeit, wie dies bei der Keramik aus dem vorstehend behandelten Blockhaus aus Kleßheim der Fall ist. Damit ist auch die Zeitstellung und Dauer der Siedlung gegeben. Die Dorfanlage bestand also ebenfalls etwa 100 Jahre im Zeitraum von ungefähr 550 bis 450 v. Chr.

Die 136 beobachteten Pfostenlöcher verteilen sich auf eine Fläche von 75 m Länge und 25 m Breite, wobei aber, wie schon betont wurde, mit einer Anzahl weiterer zu rechnen ist, die nicht beobachtet werden konnten. Die Gesamtheit dieser Pfostengruben mag etwa einem Dutzend von Einzelobjekten entsprechen, hievon ließen sich mit Sicherheit acht einzelne Hausgrundrisse, I—VIII, feststellen, Abb. 4.

Es handelt sich hier um eine Ständerbauweise, wobei die einzelnen Standpfosten in den anstehenden Schotterboden eingegraben wurden. Neben den schmalen Pfostengruben fanden sich in den weiteren Gruben Nr. 55 und 128 große Steine zum Verkeilen der Pfosten. Die Hausgrundrisse sind rechteckig. Ihre Länge ist 10 bis 13 m, ihre Breite 3 bis 5 m. Jeder Grundriß hat in Längsmitte eine Reihe von Firstpfosten; die Häuser trugen also Satteldächer. Da die Endpfosten dieser Reihe an den Schmalseiten zurückgesetzt sind, waren diese Satteldächer voll abgewalmt. Die Längsseiten waren nordsüdlich orientiert, wobei die in den Häusern I und VI feststellbaren Türen an der der westlichen Wetterseite abgewendeten Ostfront lagen.

Die Entfernung der Wandständer betrug 1.4 bis 2 m. Für die Wandgestaltung sind waagrechte Holzbohlen anzunehmen, die etwa in Nuten der Ständer befestigt waren. Daß die Wände mit Lehm gedichtet waren, lassen die Reste von Hüttenlehm erkennen. Für eine anzunehmende Raumeinteilung ergaben sich keine Anhaltspunkte mehr. Die Bedachung mag aus Rinden, Stroh, Spaltbrettern oder dergleichen bestanden haben. Die Anordnung der Häuser ist reihenartig, die Verbauung des Platzes als sehr dicht zu bezeichnen. Die Häuser I—VIII sind jedenfalls Wohngebäude. Ob sie Anbauten hatten, ist nicht mehr sicher zu stellen. Vielleicht entsprechen die Pfostenlöcher an der Westseite des Hauses Nr. VII einem kleinen Anbau. Eigene Wirtschaftsgebäude scheinen in dem aufgedeckten Siedlungsraum nicht vorhanden gewesen zu sein.

Es handelt sich hier also weniger um Gehöfte einer ackerbautreibenden Bevölkerung mit Wohn- und Wirtschaftsgebäuden, als vielmehr um eine Wohnsiedlung einer vorwiegend der Viezucht obliegender Bevölkerung, sog. Weidebauern. Eine solche Auffassung entspricht auch den Verhältnissen, wie sie z. B. in Bayern und Württenberg für die entwickelte Hallstattzeit (Stufen C und D nach P. Reinecke) angetroffen werden [17]).

Den Versuch einer Rekonstruktion des Hauses I zeigt Abb. 6.

Eine Begrenzung der Siedlung ist jedenfalls auf der Ostseite mit dem Rande der Geländeterrasse gegeben. Von diesem Rand an leitet ein flacher Abhang von 30 m Breite zu dem etwa 3 m tiefer liegenden Gelände über. Nach den übrigen Seiten, insbesondere gegen Westen und Süden erstreckte sich die Siedlung noch weiter. Die Dichte der Verbauung dürfte auf eine Einfriedung, etwa durch einen Palissadenzaun schließen lassen.

Die Verwendung des Ständerbaues fußt im Salzburgischen auf bodenständiger Entwicklung. Die ersten Spuren zeigen sich, wie erwähnt, an den mittelbronzezeitlichen Ovalgrundrissen in Karlstein. Ebendort finden sich auch Rechteckhäuser der Urnenfelderzeit, an denen verkeilte Pfostenlöcher wahrgenommen wurden. Ebenso wurde Hüttenbewurf mit Abdrücken von Spaltholz beobachtet. Die Länge dieser Häuser betrug 8 bis 11 m, die Breite 3 bis 3.5 m [18]). Ebenfalls der Urnenfelderzeit gehört das erwähnte Ständerhaus vom Rainberg mit 7 m Länge und 3.8 m Breite an, in dem auch Hüttenbewurf gefunden wurde.

Bauart und Grundrißform der frühhallstättisch-urnenfelderzeitlichen Häuser entspricht also gut den Häusern der entwickelten Hallstattzeit, die in Liefering noch bis in die frühe Latènezeit fortleben.

c) Römische Schottergrube.

Am Nordwestrand der gegenständlichen Schottergrube zeigte sich auf 25 m Länge eine dunkle Bodenschicht, die sich muldenförmig auf 1 m Tiefe einsenkte, wobei diese Tiefe gegen Westen im Zunehmen begriffen ist. Der Schichtboden enthält viel schotterreiche Erde mit nach beiden Seiten auskeilenden Schichtpartien und vereinzelter Holzkohle. Der Fundinhalt war sehr spärlich.

1. Zwei glatte Gefäßscherben aus Graphitton.
2. Ein Graphittonscherben mit Kammstrich, Abb. 5, 6.
3. Randstück eines grautonigen, starkwandigen Deckels.

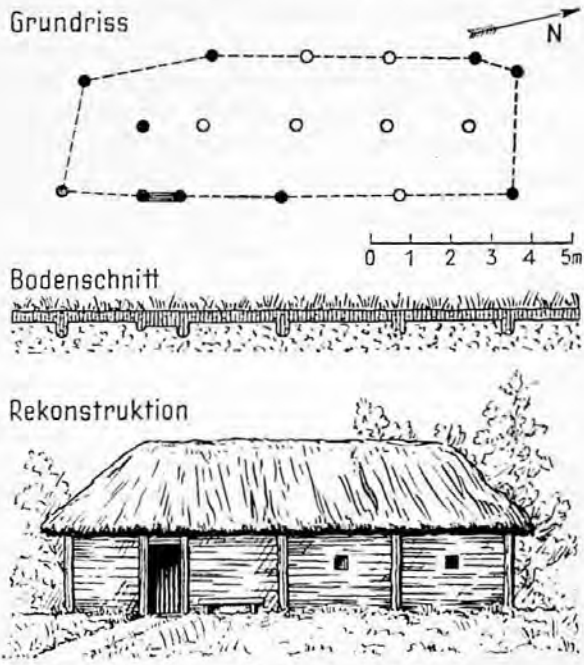


Abb. 6. Rekonstruktion des Hauses I.

4. Stück einer 1.5 cm starken Platte aus roten Ziegelton mit gesandeter Oberfläche.
5. Zwei kleine Schmelzstückchen aus Bronze.
6. Fußteil einer Bronzefibel, Abb. 5, 7. Der starke Bügel ist kahnförmig ausgehöhlt, das Fußende ist halbrund fächerartig verbreitert und senkrecht aufgestellt mit einem vierkantigen Zäpfchen in der Mitte.
7. Tierknochen.

Der Graphittonscherben mit Kammstrich ist spätkeltisch, eine Tonware, die im letzten Jahrhundert vor Chr. im Salzburgischen besonders häufig auftritt. Ob die beiden glatten Graphittonscherben nicht auch der Kammstrichware angehören, ist nicht sicherzustellen. Als glatte Ware könnten sie auch etwas älter sein. Römisch sind der grautonige Deckelrand und die rottonige ziegelartige Platte. Die Bronzefibel ist ebenfalls römisch und stellt eine in Süddeutschland seltene Form dar. Sie steht den „provin-

zialrömischen" Fibelformen Nr. 247 und 248 O. Almgrens nahe und gehört nach dem „quergestelltem Fuß" zu deren spätesten Formen [19]). Sie ist demnach dem dritten Jahrhundert und wohl dessen zweiter Hälfte zuzuweisen.

Es handelt sich hier um eine römische Schottergrube, die in dieser Zeit auch wieder eingefüllt wurde, wobei die Einfüllung durch die einzelnen Schichtpartien deutlich wird.

Beachtenswert ist einerseits das zahlenmäßige Vorherrschen der keltischen Tonware in der römischen Einfüllung und andererseits der Umstand, daß hier keltische Tonware noch zusammengeht mit einer Fibel des 3. Jahrhunderts, wobei der stratigraphische Zusammenhang gesichert erscheint. Ein Zusammengehen von keltischem und römischem Kulturgut war im Salzburgischen seit langem erkennbar, nicht so sehr im Stadtgebiet Juvavums, wohl aber in den römischen Bauresten und Gräbern der Umgebung [20]). Ließ sich so aus verschiedenen Gründen ein Fortleben keltischer Kultur bis in das 2. Jahrhundert erkennen, so wird hier, und zwar stratigraphisch gesichert, dieses Fortleben bis in das dritte Jahrhundert erkennbar. Dem Umstand, daß dabei das keltische Inventar sogar überwiegend erscheint, darf bei der Spärlichkeit des Materials nicht allzuviel Gewicht beigelegt werden. Aber der wesentliche Anteil keltischen Kulturgutes und damit Volkstums zur Römerzeit bis ins dritte Jahrhundert hinein erscheint hier gesichert und darin besteht die Bedeutung des an sich bescheidenen Untersuchungsergebnisses.

3. Zusammenfassung.

Aus der Untersuchung des Blockhauses in Kleßheim und der Dorfanlage in Liefering ergibt sich, daß die jüngere Alteisenzeit gegen ihren Ausgang hin in reichlichem Maße Kulturelemente der frühen Jungeisenzeit aufnimmt. Beide Siedlungen brechen im Laufe Latènestufe A, etwa um 450 vor Chr. ab. Das bestätigt eine Ansicht, die ich bereits hinsichtlich des Hügelgräberfeldes von Stein an der Traun in Oberbayern geäußert habe. Auch dieses Gräberfeld bricht mit der Latènestufe A ab [21]).

Die Frage, inwieweit dieser Umstand mit einem ersten Keltenvorstoß zusammenhängt, der in die Salzindustriegebiete von Salzburg und Hallein im 5. Jahrhundert anzunehmen ist, bedarf noch der Klärung. Wichtig sind weiters die neuen Einblicke, die sich hinsichtlich der Bau- und Siedlungsweise zur späten Hallstattzeit ergeben. Hand in Hand mit dem seit längerem bekannten Blockwandbau geht gleichzeitig der Ständerbau und das junghallstättische Dorf von Liefering und läßt gleichzeitig die Anordnung der einzelnen Wohnobjekte zueinander erkennen. Deutlich werden die Einheitlichkeit der Grundrißbildung, die gleichmäßige Orientierung, die Türen auf der Ostseite (der Wetterseite abgewandt), die reihenförmige Anordnung, abgewalmte Satteldächer, die Dichte der Verbauung usw.

Die römische Schottergrube sichert stratigraphisch das Fortleben keltischen Volkstums bis ins dritte Jahrhundert nach Chr.

Für ständige Mitarbeit habe ich meiner Frau Lina zu danken.

Anmerkungen:

[1]) M. Hell, Mesolithformen aus Salzburg, Germania, XIII, 1929, S. 158 f.

[2]) M. Hell, Fundberichte aus Österreich, II, 1935, S. 44.

[3]) M. Hell, Eine bronzezeitliche Siedlung in Maxglan bei Salzburg, WPZ. X, 1923, S. 89 ff.

[4]) W. Kersten, Der Beginn der Latènezeit in Nordostbayern, PZ. XXIV, 1933, Abbildung 4, 4 und AuhV. V, Taf. 27, 467, 468.

[5]) M. Hell, Alte und neue Funde aus Hallstatt. MAG. LXVI, 1936, Abb. 1, 3, 6 (graphitfrei) und Abb. 3, 8 (graphitiert).

[6]) M. Hell, Urzeitliche Wohnstellen aus Salzburg. Salzburger Landeszeitung, Nr. 98 vom 26. IV. 1941.

[7]) G. Bersu, Fünf Mittellatènehäuser vom Goldberg, Schumacherfestschrift, 1930, Taf. 15, D, E.

[8]) L. Franz, Eine keltische Niederlassung in Südböhmen, Abhandlung d. Deutsch. Akademie d. Wissensch. i. Prag. phil.-hist. Kl. Heft 2. 1942, S. 20.

[9]) A. Aigner, Hallstatt, 1911, S. 192.

[10]) F. Morton, Die Entdeckung eines neuen vorgeschichtlichen Berghauses, Zeitschrift Kali, verwandte Salze und Erdöl. 1940.

[11]) F. Birkner, Ur- und Vorzeit Bayerns, 1936, S. 113.

[12]) F. Weber, Altbayerische Monatsschrift, VII, 1908, S. 7.

[13]) M. Hell, Funde vom Wasserleitungsbau am Rainberg i. d. Stadt Salzburg, WPZ. IV, 1917, S. 64.

[14]) M. Hell, Ein Gräberfeld der jüngeren Hallstattzeit bei Zilling in Salzburg, WPZ. 27, 1940, Abb. 5, 1.

[15]) M. Hell, a. a. O., Abb. 4, 7 und Abb. 6, 4.

[16]) M. Hell, Salzburgs Urnenfelderkultur in Grabfunden, WPZ. 25, 1938, S. 95.

[17]) F. Birkner, a. a. O., S. 137.

K. Bittel, Die Kelten in Württemberg, 1934, S. 106.

[18]) F. Weber, Altbayer. Monatsschrift VII, 1908, S. 7.

[19]) O. Almgren, Norddeutsche Fibelformen, 1923, S. 111.

[20]) M. Hell, Älterkaiserliche Brandgräber in Freilassing, B. A. Laufen, Oberbayern. Bayer. Vorgeschichtsblätter 11, 1933, S. 92;

Derselbe, Frühzeitliche Hügelgräber aus Maxglan bei Salzburg, MAG. LXIV, 1934, S. 145.

[21]) M. Hell, Frühlatènegräber in Stein a. d. Traun (Oberbayern) und ihre Stellung zur Frühlatènezeit in Salzburg-Hallstatt. WPZ. 29, 1942, S. 64 f.

Spätbronzezeitliche Hügelgräber bei Gallneukirchen im Mühlviertel, O.-Ö.

Von Josef Kneidinger, Linz.

Grabungsbericht.

Wenn man von Gallneukirchen (bei Linz) auf der Reichsstraße in der Richtung gegen Freistadt geht, so kommt man nach etwa 20 Minuten zu der Stelle, wo von der Reichsstraße die Straße nach Prägarten abzweigt. Nördlich von dieser Straßengabelung liegt das sogenannte Tumbachholz. In diesem befinden sich auf dem Grundstück des Bauern Leopold Grabner (Parz. 635, Katastralgem. Gallneukirchen) zu beiden Seiten des Fahrweges etwa acht kreisrunde Grabhügel, die — unregelmäßig verteilt — teilweise sehr gut erhalten, teilweise aber kaum mehr zu erkennen sind. Das Gräberfeld wurde schon vor Jahren durch den Heimatforscher Paul Löffler festgestellt. Da bisher noch kein Grab geöffnet wurde und deshalb die Zeitstellung dieser Gräber unbekannt war, entschloß sich der Heimatverein von Gallneukirchen, einen der Hügel öffnen zu lassen. Diese Grabung wurde im Herbst 1936 unter Leitung von Dr. K. Krenn (Wien) und mir in der Zeit vom 3. bis 8. September vorgenommen.

Der aufgegrabene Hügel lag unmittelbar neben dem Fahrweg, der durch das Tumbachholz führt. Er hob sich deutlich von dem Gelände ab, zeigte eine ziemlich gleichmäßige Wölbung und war von etwa zwölf größeren und kleineren Bäumen bestanden. (Föhren, Fichten und eine Birke.) Im Grundriß war er ungefähr kreisrund. (Tafel I, Fig. 1, 2.) Durch den Mittelpunkt des Hügels wurde (mittels Leinen) eine künstliche Horizontalebene gelegt; auf diese Ebene wurden die Maßzahlen bezogen. Der Durchmesser des Hügels betrug 12 m. Der Anlauf des Hügels lag im Norden 70 cm, im Süden 40 cm unter dem künstlichen Horizont. Daraus geht hervor, daß der Waldboden eine Abdachung nach Norden hin aufweist (Abb. 1). Im Westen und Osten ergaben sich Abstände von 50 und 60 cm. Demgemäß ist der Boden auch nach Osten hin leicht abgedacht (Abb. 2). Im ganzen zeigt der Waldboden eine leichte Absenkung nach Nordosten. Aus der Messung ergibt sich eine Höhe des Hügels von 55 cm.

Bald nach der Aufgrabung zeigte sich, daß der Hügel einen steinernen Innenbau hatte. Dieser mußte vollständig freigelegt werden, eine langwierige Arbeit, besonders deshalb, weil die tief zwischen die Steine hinabgreifenden Baumwurzeln dem raschen Vorwärtskommen außerordentlich hinderlich waren. Neben den Steinsetzungen mußte ungefähr 100 cm unter den künstlichen Horizont hinabgegraben werden, bis man auf

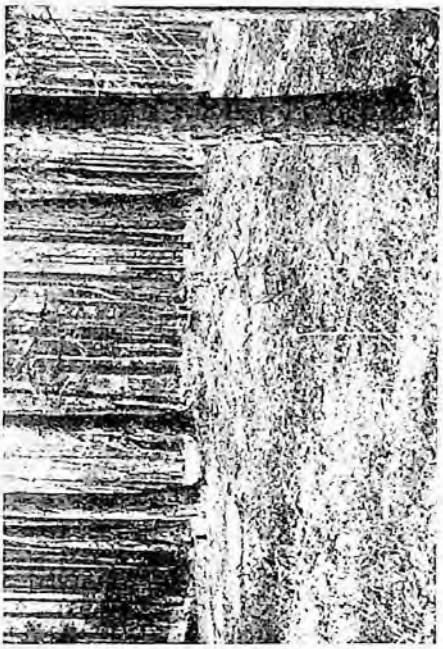


Fig. 1.

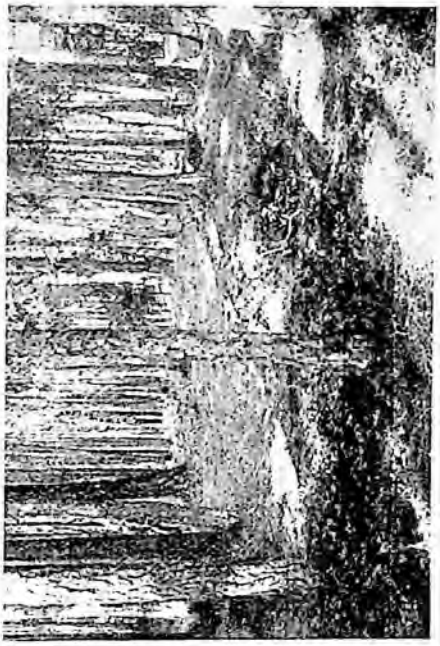


Fig. 2.



Fig. 3.



Fig. 4.

Fig. 1 und 2: Grabhügel (von zwei verschiedenen Seiten).
Fig. 3: Teil der randlichen und zentralen Steinsetzung.
Fig. 4: kistenartige Steinsetzung.

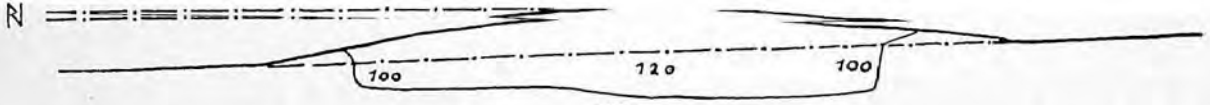


Abb. 1.

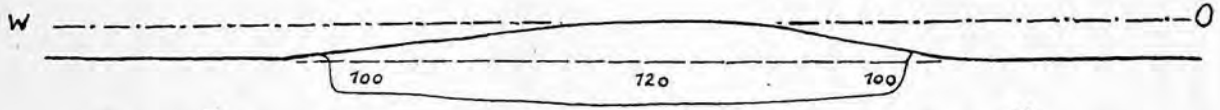


Abb. 2.

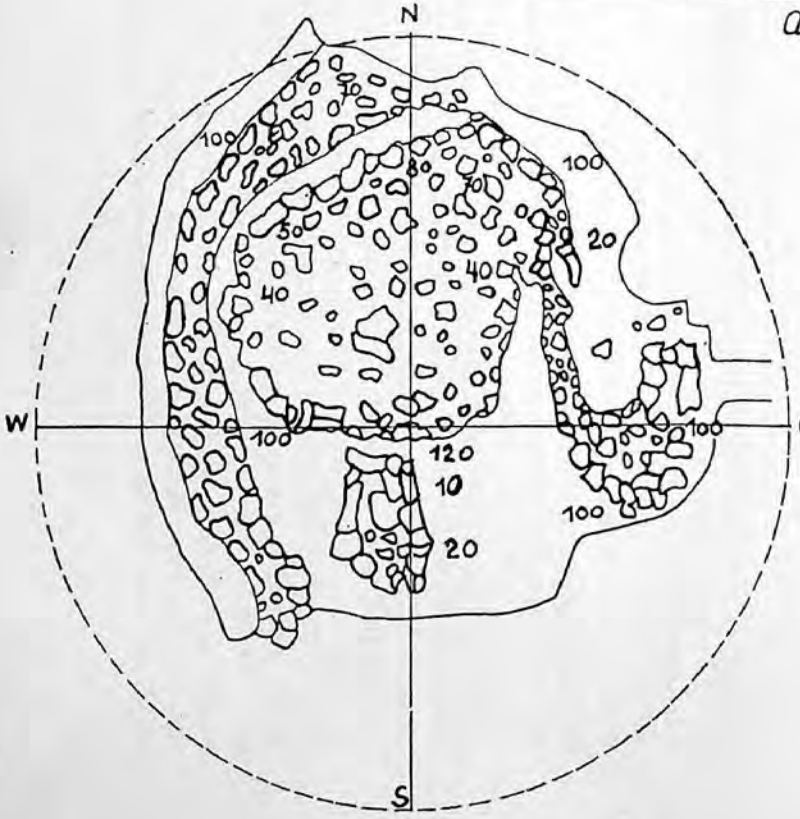


Abb. 3.

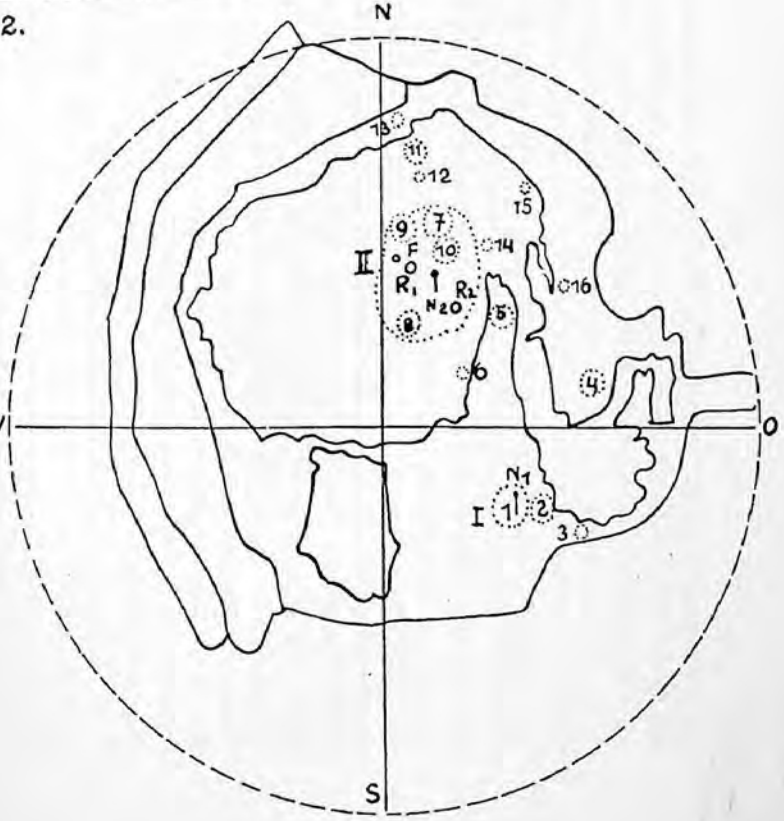


Abb. 4.

den gewachsenen Boden kam. Da der Erdhügel eine Höhe von 50 cm hatte, so ergibt sich eine durchschnittliche Eintiefung des Grabens von 50 cm unter der Bodenfläche.

Der Innenbau des Grabes (Abb. 3) bestand aus einer zentralen, annähernd kreisrunden Steinpackung, die viel Erdreich zwischen den Steinen enthielt und nur am Rande mauerartig durch drei bis fünf Lagen von Steinen gebildet war. (Tafel I, Fig. 3.) Im Nordosten des Grabes war sie ziemlich verfallen und konnte hier kaum von der randlichen Steinsetzung getrennt werden. Die Steinpackung hatte einen Durchmesser von ungefähr 4.50 m und eine Höhe von 50 bis 60 cm. Durch einen schmalen Gang war sie von der westlichen Steinsetzung geschieden, die sich in einem flachen Bogen von Südwesten über Westen nach Norden zog. Eine ähnliche Steinsetzung führte von Norden nach Osten. Im nördlichen Teil sehr verfallen, ging sie in ein schmales Mäuerchen über, um schließlich in einem eigenartigen Vorbau zu enden, der im Halbkreis einen leeren Raum umschloß, in dem sich in der Mitte ein aufgestellter Felsblock befand. Östlich davon waren die Steine kistenförmig angeordnet. Die beiden randlichen Steinsetzungen bestanden aus zwei- bis fünflagigen Steinmauern. Am Rande waren die Steinblöcke oft aufgestellt. So z. B. befand sich an der Ostmauer ein schöner aufgestellter Block von 90 cm Länge, 80 cm Breite und 20 cm Dicke. Ein eigenartiger, ganz selbständiger Steinbau lag im südlichen Teil des Grabes. (Tafel I, Fig. 4.) Da diese Steinsetzung einen inneren Erdkern enthielt, ist sie eigentlich auch als Steinpackung zu bezeichnen. Sie bestand aus seitlichen, teilweise aufgestellten Steinblöcken und war oben von fast dachartig übereinandergelegten Blöcken bedeckt. Funde kamen unter diesem steinkistenartigen Bau nicht zum Vorschein. Eine randliche Steinsetzung im südlichen Teil des Grabes war nicht zu bemerken.

In dem Grabe wurden zwei Brandbestattungen vorgefunden. Die eine lag im südöstlichen Teil des Grabes (Abb. 4, I), die andere unter der mittleren Steinpackung, jedoch nicht im Zentrum (Abb. 4, II). Sie bestanden aus Leichenbrand (Holzkohlen, kalzinierte Knochen), der auf dem Boden des Grabes ausgebreitet war, und den Beigaben, nämlich einigen Bronzen und Scherben von etwa acht bis zehn Tongefäßen. Diese wurden vollständig zertrümmert vorgefunden, sei es, daß sie durch den Erd- und Steindruck zerdrückt oder daß sie schon im zerbrochenen Zustand beigesetzt worden waren. Sie konnten wegen ihres schlechten Erhaltungszustandes nur schwer geborgen werden. Der Boden zeigte zudem eine außerordentliche Festigkeit und Härte. Er war sandig-trocken und die verkitteten Sandkörner bildeten stellenweise eine steinharte Masse. Die Fundplätze, Kohlen- und Scherbennester sind in der Zeichnung (Abb. 4) durch Punktlinien angedeutet.

Die Bestattung I (Abb. 4, Fundstelle 1) umfaßte Leichenbrand, ein zerbrochenes Tongefäß und eine bronzene Kugelkopfnadel mit leicht geschwollenem verziertem Hals (N. 1). Der Leichenbrand lag zerstreut auf einem Raum von zirka 80 cm Durchmesser. Außerdem gab es in der Nähe noch Kohlennester (Fundstelle 2 und 3). Auch auf dem Boden des Tongefäßes befanden sich einige Holzkohlenreste, so daß man annehmen darf, daß vielleicht ein Teil des Brandes in dem Gefäß beigesetzt worden war. — Die zweite Bestattung, sozusagen die Hauptbestattung, enthielt den Leichenbrand über eine Fläche von 2 m² Durchmesser ausgebreitet (Abb. 4, II). An Bronzen

ergaben sich zwei zerbrochene Armringe (R 1 und R 2), die schwachen Reste eines Drahtringleins (F) und der Kopf einer Kugelkopfnadel (N 2). Die Keramikbeigaben waren reichlich. Sie fanden sich an den Fundstellen 7, 8, 9, 10. Auch außerhalb des Bereiches der Brandschüttung kamen Scherbennester zutage und zwar in dem Raume zwischen den Fundstellen 4 und 13.

Alle gehobenen Funde befinden sich in der Urgeschichtlichen Sammlung des Heimatvereines von Gallneukirchen.

Fundbeschreibung.

a) Bei der Bestattung I:

Abb. 6. Kugelkopfnadel aus Bronze mit leicht geschwollenem Hals, unterhalb des Kopfes in zwei Teile zerbrochen; Kopf leicht beschädigt, oben etwas abgeplattet, unterhalb der Mitte des Kopfes eine horizontal umlaufende Furche und unterhalb dieser feine senkrechte Rillen gegen den Schaft hin. Der Nadelkörper ist nur unvollständig erhalten (verbogen und beschädigt, Spitze abgebrochen), die sehr schwache Halsanschwellung hat eine Verzierung von horizontalen Querrillen und als Abschluß unter dieser Verzierung drei hängende Dreiecke. L. 18.9 cm, Dm. d. Kopfes 1 cm, Dicke d. Schaftes 0.3—0.5 cm (Inv.-Nr. 218).

— Bruchstücke eines Tongefäßes aus graubraunem, etwas gemagertem Ton. Töpfchen mit kleiner Standfläche (Dm. 5.5 cm), bauchiger Gefäßwandung und deutlichem Halseinzug. Das Profil zeigt schöne Schweifung. In der Nähe wurde auch das Bruchstück eines Bandhenkels gefunden, doch ist es zweifelhaft, ob dieses zu dem Töpfchen gehört. (200 und 201.)

b) Bei der Bestattung II:

Abb. 5. Bruchstück einer Kugelkopfnadel, und zwar Kopf mit einem Stück des Schaftes. Der Kopf ist kleiner als bei der vorigen Nadel, hat aber eine ähnliche Zeichnung, nur gehen die feinen senkrechten Rillen auch über die Mittelfurche hinauf. L. 1.6 cm, Dm. d. Kopfes 0.7 cm. (220.)

— Zwei kleine Stückchen eines gebogenen Bronzedrahtes (vielleicht von einem Ringlein), Querschnitt kreisrund. L. 1 cm und 0.7 cm, Dm. 0.1 cm. (219.)

Abb. 7. Zwei Bruchstücke eines stabförmigen Armreifens aus Bronze. Querschnitt spitzoval, außen Verzierung, bestehend aus Bündeln von Querrillen, die mit einander gegengestellten, spitzbogigen Winkellinien abwechseln. L. der Bruchstücke 5.3 cm und 5.5 cm, Dm. 0.9 cm, dm. 0.5 cm. (221.)

Abb. 8. Drei Bruchstücke eines längsgerippten Armreifens mit drei Rippen außen; die Enden fehlen. L. der Bruchstücke: 5 cm, 4 cm, 1.1 cm; Br. des Armreifens in der Mitte 1 cm; Dicke 0.3 cm. (222.)

— Bruchstücke eines grauen, dünnwandigen Tongefäßes, Ton leicht und porös; Stücke des Bodens (Dm. d. Bodens 9 cm), Wand und Randstücke (eines ausgelappt) und breiter Bandhenkel (Breite 2.5 cm). (207.)

— Boden- und Wandstücke eines großen, dickwandigen Tongefäßes, Tonmasse stark mit Quarzkörnern vermischt, außen rötlichbraun, innen schwarz; Gefäßwände mit vertikaler Fingerstrichrauhung. Dm. d. Dodens vermutlich 13 bis 14 cm. (208.)

— Boden- und Wandstücke eines sehr feinsandigen, teilweise hellgrauen, teilweise ziegelroten Gefäßes; zwei Schnurösen. Dm. d. Bodens 5 cm. (209.)

— Bruchstücke eines dünnwandigen, feinsandigen Tongefäßes, teils lederbraun, teils graphitiert. (210.)

— Zahlreiche Tonscherben eines dünnwandigen, lederbraunen, zum Teil graphitierten Tongefäßes. (211.)

— Einzelne Tonscherben von verschiedenen Gefäßen. (201—206 und 212—216.)

Zeit- und Kulturstellung.

Das Grab von Tumbach bei Gallneukirchen weist in vieler Hinsicht Beziehungen zu anderen Gräbergruppen von Oberösterreich auf, nämlich zu den Hügelgräbern von Altlichtenberg im Mühlviertel [1]) (von denen ein Hügel geöffnet wurde) und zu den Gräbern von Nöfing [2]) und von Ratishof bei Ranshofen [3]) im Innviertel. Weiterhin

Abb. 5.

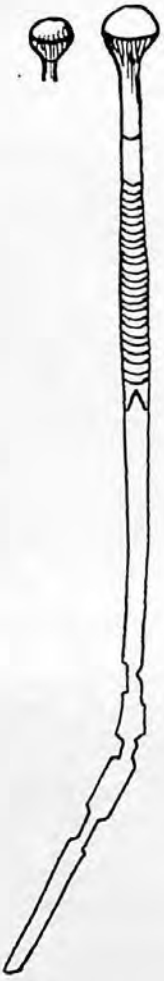


Abb. 6.



Abb. 7.

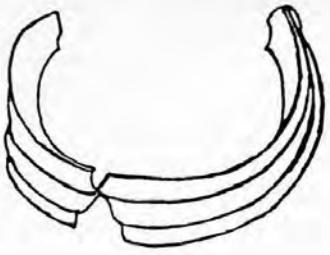


Abb. 8.

lassen sich Beziehungen feststellen zu den ausgedehnten Nekropolen zwischen Ammer- und Staffelsee in Oberbayern (St. Andrä, Leibersberg, Riegsee), die als Riegseegruppe bezeichnet werden [4]).

In allen diesen Gruppen finden wir Grabhügel mit Brandbestattung vereinigt. Die Grabhügelbestattung hängt mit der Hügelgräberkultur zusammen, deren letzte Phase

wir hier vor uns haben; das Auftreten des Leichenbrandes ist wohl irgendwie mit der Urnenfelderbewegung in Beziehung zu setzen. Während aber für die eigentliche Urnenfelderkultur die Urnenbestattung in Flachgräbern das Kennzeichnende ist, finden wir in den genannten Gräberfeldern den Leichenbrand unter Grabhügeln beigesetzt, und zwar zumeist ausgebreitet, wie auch in unserem Grab, oder zu einem Häufchen geordnet am Boden des Grabes. Nur höchst selten (z. B. hie und da in der Riegseegruppe) befindet sich der Leichenbrand in einem Gefäß. Die in unserem Grabe festgestellte doppelte Bestattung läßt sich, wenngleich selten, auch in den Riegseegräbern nachweisen, so z. B. in Hügel 8 von Riegsee (Naue, S. 32/33 und 47), wo zwei Brandplätze mit Beigaben festgestellt wurden.

Der Innenbau unseres Grabes — randliche Steinsetzung und mittlere Steinpackung — geht wohl auch, wie die Errichtung des Grabhügels, auf die mittlere Bronzezeit zurück, und zwar auf die von Willvonseder[5]) als Typus 2 bezeichnete, in Süddeutschland, Österreich und Böhmen verbreitete Form. In der Riegseegruppe ist allerdings diese Form nicht herrschend, es finden sich hier vielmehr mantelartige Steinbauten, die dem Typus 1 nach Willvonseder verwandt sind. Immerhin gibt es doch auch in den Riegseegräbern bisweilen kreisförmige Steinsetzungen, so z. B. in Grabhügeln von Leibersberg (Gruppe XII, Hügel 11, und Gruppe XII a, Hügel 17 nach Naue). Die Gräber von Nöfing stehen in bezug auf den Innenbau denen der Riegseegruppe nahe (Typus 1), die Grabhügel vom Ratishof dagegen sind meist ohne steinerne Innenbauten und bestehen daher gewöhnlich nur aus Erdreich. Eine Mittelstellung zwischen dem Typus 1 und 2 nimmt das Grab von Altlichtenberg ein, das einen dreifachen Steinkranz, sowie eine mantelartige Steinsetzung über dem Ganzen hatte. — Ungewöhnlich ist die Eintiefung des Grabes von Tumbach, die sich in den anderen Gruppen im allgemeinen nicht findet und auch sonst in bronzezeitlichen Hügelgräbern sehr selten anzutreffen ist.

Eine besondere Erwähnung verdient die steinkistenartige Setzung im Grabe von Tumbach, die weder Leichenbrand noch Beigaben enthielt. Einen ähnlichen Bau erwähnt Willvonseder (S. 47) von dem Gräberfeld Winklarn (Hügel 18). Ferner lassen sich Entsprechungen aus den Riegseegräbern anführen, nämlich aus den Grabhügeln von Uffing (Hügel Nr. 1) und Riegsee (Hügel Nr. 9 und 34). Vollkommen fundleer, wie in unserem Falle, erwies sich die Setzung in Hügel 34 von Riegsee, während die Steinsetzungen der zwei anderen Hügel zwar Beigaben, doch keinen Leichenbrand enthielten. Schließlich ist noch ein altarähnlicher Aufbau von viereckiger Form hieher zu rechnen, den Mahr aus dem Hügel 7 vom Ratishof anführt. Dieser enthielt Leichenbrand, dafür aber keine Beigaben. Die Bedeutung dieser Steinsetzungen ist nicht klar, namentlich wenn sie weder Leichenbrand noch Beigaben enthalten. Möglicherweise sind sie mit irgendwelchen Bestattungssitten in Verbindung zu bringen.

Die Keramik von Tumbach läßt sich, da keine Gefäßprofile vorhanden sind, nur wenig ausnützen. Die feineren Gefäße sind aus grauem, gelbbraunem bis ziegelrotem Ton, wie ihn auch die Gefäße von Nöfing aufweisen. Die an manchen Gefäß-

scherben vorkommende Graphitierung findet sich auch öfter an Gefäßen von Riegsee und Nöfing. Das Gefäß mit grober Fingerstrichrauhung von Tumbach hat gleichfalls Gegenstücke in der Riegseegruppe. Da alle diese Dinge aber auch anderwärts zu finden sind, kommt ihnen für die Kulturbestimmung keine große Bedeutung zu. Einen besseren Einblick in die gegenseitigen Beziehungen gewährt die Tonware der übrigen Gräberfelder, weshalb diese hier kurz charakterisiert werden soll.

Die Keramik von Nöfing ist mit ihren geschwungenen Halsprofilen, der vertikalen Rippung und der Buckelverzierung eng verwandt mit der Riegseekeramik, deren Grundlagen in der Hügelgräberkeramik zu suchen sind. Etwas anders geartet ist die Keramik vom Ratishof. Das Vorherrschen der Kerbschnittverzierung *) deutet auf Beziehungen zu Südwestdeutschland, worauf schon Mahr hinweist. Doch kommt die Kerbschnittverzierung auch in der Riegseekeramik vor und eine kerbschnittverzierte Henkelschale vom Ratishof (Naturhist. Museum Wien, Inv.-Nr. 49.923) hat in Form und Verzierung ein Gegenstück in der bei Naue auf Tafel XLIII, Fig. 1, dargestellten Schale. Auch die an Riegseegefäßen aufscheinende Verzierung aus hängenden schraffierten Dreiecken (Naue, Tafel L, Fig. 1) findet sich in der gleichen Art an einer doppelhenkeligen Urne mit konischem Hals vom Ratishof (Naturhist. Museum Wien, Inv.-Nr. 49.917). Es ist also nicht zu verkennen, daß zwischen den zwei Gruppen eine Verbindung besteht. Daraus ergibt sich aber weiter, daß die Keramik von Riegsee, Nöfing und Ratishof doch bis zu einem gewissen Grad eine Einheit bildet.

Während diese ganze Gruppe deutlich von der Hügelgräberkeramik abhängig erscheint, lassen die zwei erhaltenen Henkeltöpfchen von Altlichtenberg auf Beeinflussung von seiten der Knovizer Kultur Böhmens schließen. Darauf hat zuerst Willvonseder hingewiesen. Daß der Einfluß der Knovizer Kultur nichts Ungewöhnliches darstellt, geht aus den bekannten Beziehungen dieser Kultur zu den Urnenfeldern Nordtirols zur Genüge hervor.

Zu den Bronzen aus dem Grabe von Tumbach lassen sich Vergleichsstücke auch zunächst aus den anderen angeführten Gräberfeldern finden.

Die Kugelkopfnadel Abb. 5 und 6 mit leicht geschwollenem, verziertem Hals gehört zur Gruppe der geschwollenen Nadeln ohne Durchlochung. Diese Nadeln sind abzuleiten von den Lochnadeln mit geschwollenem Hals [6]). Von diesen zweigten sie in der mittleren Bronzezeit ab, indem die Durchlochung weggelassen wurde, die Halsanschwellung aber (die ursprünglich wohl nur wegen der Durchlochung vorhanden war) zunächst noch eine Zeitlang verblieb. Als Beispiel aus der mittleren Bronzezeit sei eine Kugelkopfnadel mit geschwollenem und verziertem Hals aus Altdorf angeführt [7]). Später wurde die Halsanschwellung immer schwächer, die Verzierung teilweise einfacher. Hier ist unsere Nadel einzureihen. Ein entsprechendes Stück dazu ist von dem Gräberfeld beim Ratishof anzuführen (Naturhist. Museum Wien, Inv.-Nr. 49.924). In der Riegseegruppe ist eigentümlicherweise diese Form nicht vorhanden, dafür umso häufiger die großen Kugelkopfnadeln mit geschwollenem und geripptem Hals, die etwa eine gegenteilige Entwicklung darstellen. Aus Oberösterreich ist unser Typus noch

*) u. zw. durch Stempeldruck.

durch eine Reihe von Einzelfunden aus der Umgebung von Enns vertreten [8]). Ferner findet sich diese Nadel in der Höttinger Kultur, und zwar ohne und mit (leichter) Halsanschwellung [9]). In Böhmen ist sie selten, häufiger dagegen in Süddeutschland [10]).

Stabförmige Armringe mit rundem, ovalem oder kantigem Querschnitt kommen in der späten Bronzezeit oft vor, wir finden sie in der Riegseegruppe, mehrere Stücke stammen aus den Gräbern von Ratishof und aus dem Grab von Altlichtenberg. Doch ist die Verzierung dieser Armreife verschieden. In dieser Hinsicht können als Entsprechungen zu dem Armreif von Tumbach nur die Stücke von Altlichtenberg angeführt werden. Dazu kommt noch ein Armreif mit der gleichen Verzierung aus dem Gräberfeld von Grünwald bei München, das der Riegseegruppe nahesteht, wenn es auch zeitlich etwas später, nämlich in den Übergang von der späten Bronzezeit zur frühen Hallstattzeit, anzusetzen ist [11]).

Horizontal gerippte Armreife, wie das Stück von Tumbach, stellen eine weit verbreitete Form dar, die in Bayern und Böhmen besonders häufig auftritt. In der mittleren Bronzezeit erscheinen diese Reifen mit stollenförmigen Enden, früher und später sind die Enden zum Teil abgerundet [12]). Bei dem Stück von Tumbach fehlen die Enden. Aus dem Riegseegebiet können wir mittelbronzezeitliche und spätbronzezeitliche Typen anführen. Zu diesen gehören z. B. vier Stück dreirippige Armreife ohne Endstollen aus einem Brandgrab von Unter-Söchering [13]).

Nach den Bronzen und der Bestattungsart des Grabes von Tumbach kommen wir zu dem Schluß, daß dieses Grab und wohl auch die anderen Hügel dieses Gräberfeldes mit ziemlicher Sicherheit in die gleiche Stufe einzureihen sind wie die zum Vergleich herangezogenen Gräberfelder von Riegsee, Nöfing, Ratishof und Altlichtenberg, nämlich in die Bronzezeistufe D nach Reinecke.

Es hat sich weiters ergeben, daß zwischen den angeführten Gräberfeldern gewisse Beziehungen bestehen, wobei sich allerdings auch Unterschiede zeigten, und zwar in dem Sinne, daß die Gräber des Mühlviertels in Grabbau und Keramik von den anderen Gräberfeldern abweichen, wodurch die Mühlviertler Gruppe in einem etwas loseren Zusammenhange zur ganzen Gruppe erscheint. Die Theorie Willvonseders [14]) von der Enns als Kulturscheide besteht im eingeschränkten Maße noch zu Recht. Während das Gebiet östlich der Enns bereits der Lausitzer Kultur zugerechnet werden muß, zeigt westlich der Enns die Urnenfelderkultur Zusammenhänge mit der Knovitzer Kultur (Altlichtenberg), der Höttinger Kultur (Au bei Kleinmünchen, Mühlwang und verschiedene Einzelfunde, darunter Gürtelhaken) und der bayerischen Riegseegruppe (die besprochenen Gräberfelder, ferner große gerippte Kugelkopfnadeln von Luftenberg, Rüstorf und Munderfing).

Obwohl in Oberösterreich Einflüsse aus dem Westen, aus Oberbayern, unbestreitbar vorhanden sind (Kerbschnitt, gerippte Nadeln), scheint doch im ganzen die Urnenfelderkultur von Osten nach Westen vorgerückt zu sein. In diesem Sinne hält es auch Holste [15]) für wahrscheinlich, daß das Riegseeschwert (Querschnitt des Griffes rautenförmig) aus dem Osten nach Westen vorgedrungen ist (Ungarn—Bayerdorf—Nöfing—Riegsee). Wir hätten es deshalb hier, gleichwie bei den Inntaler Urnenfeldern Nord-

tirols, mit einem frühen Vorstoß der Urnenfelderkultur zu tun [16]), der sich allerdings in den zwei Gebieten verschieden auswirkte, worauf schon Willvonseder [14]) hinwies. Traf die Urnenfelderkultur in Nordtirol auf ein fast siedlungsleeres Land, so fand sie in Oberösterreich und in Oberbayern ein gut besiedeltes Gebiet mit einer noch lebenskräftigen Kultur vor. So kommt es, daß hier in der sich bildenden neuen Kultur die Elemente der Hügelgräberkultur noch stark vordrängen (Hügelgrab, Keramik, gewisse Formen der Geräte), während in Nordtirol die Urnenfelderkultur bereits voll zur Geltung kam. Die wichtigsten Urnenfelderelemente, die Urnenbestattung in Flachgräbern und der Doppelkonus in der Keramik, finden sich denn auch in Nordtirol ebenso wie östlich der Enns, sie fehlen aber in den Gräbern der Riegseegruppe und in den verwandten Gräberfeldern von Oberösterreich.

Anmerkungen:

[1]) P. Karnitsch, Die vorgeschichtliche Besiedlung des oberösterreich. Mühlviertels. Sudeta, 1933, S. 34—36.

[2]) H. v. Preen, Bronzefund bei Nöfing. Prähist. Blätter, München, VI, 1894, S. 5—6. — H. v. Preen, Bronzefund bei Nöfing. Prähist. Blätter, München, IX. 1897, S. 33—38. — H. v. Preen, Funde aus einem Grabhügel der Bronzezeit bei Nöfing am Inn. MZK. XXIII, 1897, S. 221—222.

[3]) A. Mahr, Bronzezeitgräber beim Ratishof am Weilhartsforst. Braunauer Heimatkunde, 12. Heft, 1919, S. 21—28.

[4]) J. Naue, Die Bronzezeit in Oberbayern, 1894.

[5]) K. Willvonseder, Die mittlere Bronzezeit in Österreich, 1936, S. 46 und 48, Abb. 1 und 2.

[6]) Vgl. Ebert, Reallexikon, unter „Nadel".

[7]) Präh. Bl. 5, Taf. 8, 6.

[8]) A. Mahr, Die älteste Besiedlung des Ennser Bodens. MAG. 46, 1916, S. 14, 29, 58.

[9]) G. Kyrle, Die Höttinger Kultur in ihren Beziehungen zu den endbronzezeitlichen Kupferbergwerken in den Ostalpen. WPZ. 1932, S. 9—24, Abb. 1—4.

[10]) Behrens, S. 104/105, 169, Taf. XV. Abb. 13; Präh. Bl. 11, S. 17, Tafel III, 2.

[11]) H. A. Ried, Über das neuentdeckte Urnengräberfeld Grünwald bei München. BAUB., 19, S. 13—55, Taf. II.

[12]) K. Willvonseder, Die mittl. Bronzezeit in Österreich, 1936, S. 129.

[13]) Naue, Taf. XXXIV, 1.

[14]) K. Willvonseder, Die Kultur der süddeutschen Urnenfelder in Österreich, Germania 18, 1934, S. 182—189.

[15]) Fr. Holste, Der Bronzefund von Winkelsaß, B. A. Mallersdorf, Niederbayern. Bayr. Vorgeschichtsblätter, Heft 13, 1936, S. 1—23.

[16]) Vgl. auch: G. Kraft, Beiträge zur Kenntnis der Urnenfelderkultur in Süddeuschland. BJ., 131 (1926).

Grabfunde der Hallstattzeit von Guntramsdorf bei Wien.

Von Hertha Ladenbauer-Orel, Wien.

Beim Bau der Siedlung auf dem östlichen Ausläufer des in geologischer Hinsicht bemerkenswerten Eichkogels [1]) im nördlichen Teil von Guntramsdorf stieß man im August und Oktober 1939 auf Reste von Beigaben aus vorgeschichtlichen Gräbern, die, wie die meisten Funde von Guntramsdorf, von Herrn Ernst Wurth in vorbildlicher Weise geborgen wurden [2]). Ihm habe ich auch zu danken, mir Funde und Fundbericht zur Veröffentlichung überlassen zu haben. Im Frühjahr 1941 hatte man auf

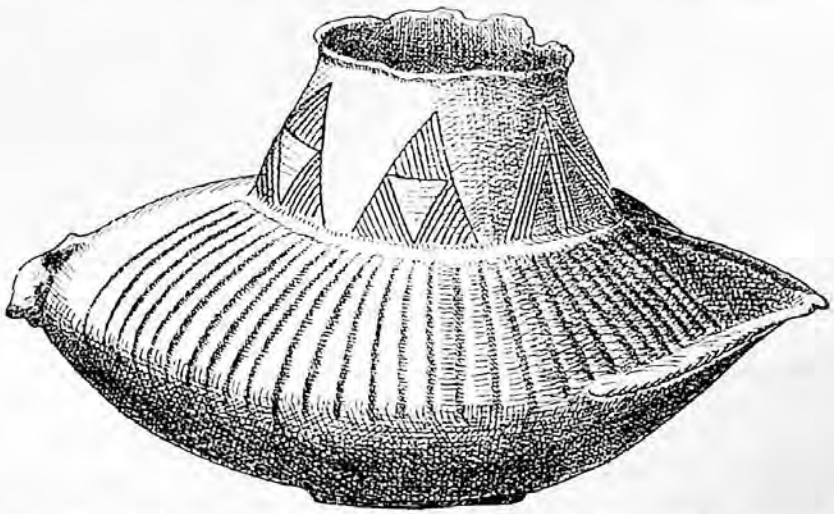


Abb. 1. Guntramsdorf. Tiergefäß. Seitenansicht (Zeichnung v. J. Tomschik, Wien). — ½ nat. Gr.

demselben Gelände Bestattungen der mittleren Latènezeit entdeckt, die ich schon bekanntgegeben habe [3]). Die Mitte August 1939 gehobenen Funde lagen in schwarzer Erde, die eine etwa 20 cm starke Schichte bildete; eine besondere Eintiefung wurde nicht beobachtet [4]). Man hat es, wie noch ausgeführt wird, mit Gefäßen und Gefäßresten aus zerstörten Gräbern zu tun, die schon früher aus ihrer ursprünglichen Lagerung entfernt worden waren [5]). Das bedeutendste Stück ist ein Tiergefäß (Abb. 1—3).

Tiergefäß. Die Gefäßform ist das Ergebnis der Vereinigung von Kennzeichen einer bauchigen Urne mit den Merkmalen eines Tierkörpers. Von der Seite gesehen (Abb. 1) weist es einen stark gedrückten, in der Draufsicht (Abb. 2) einen spitzovalen, kahnförmigen Umriß auf. An der Unterseite des bauchigen Rumpfes sind runde Ansatzstellen von vier (abgebrochenen) Füßchen zu sehen. Der Gefäßkörper läuft hinten spitz zu, wobei die Seitenkanten und die Rückenlinie durch gegratete Leisten betont werden, die durch feine Schrägstriche verziert sind (Abb. 3, rechts). Gegenständig dazu befindet sich der aufwärtsstrebende Halsansatz des Tieres, der an beiden Seiten eine kleine runde Warze trägt; an dessen Unterseite befinden sich zwischen den beiden Warzen drei seichte Halbbogen. Auf dem Rücken des Tieres sitzt der konisch aufsteigende Hals des Gefäßes. Dieser ist durch eine breite, umlaufende Rille abgesetzt, von der senkrechte, z. T. leicht schräge Riefen bis unter die Bauchwölbung herabreichen. An der Stelle des Tierhalses setzen die Riefen aus; hier verläuft eine breite flache Wölbung bis zum Halsansatz. Der Gefäßhals ist durch sechs eingeritzte, gleichschenkelige,

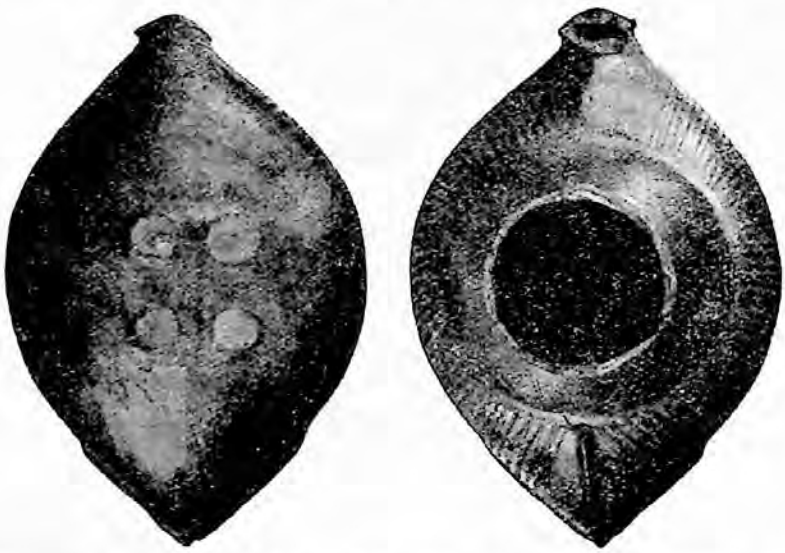


Abb. 2. Guntramsdorf. Tiergefäß. Links: Ansicht von unten. Rechts: Ansicht von oben. — Etwa 1/3 nat. Gr.

nicht immer gleich große Dreiecke verziert, die durch fein gestrichelte Dreiecke unterteilt sind. Nur eines dieser Dreiecke, das links hinten angebracht ist, wird anders gegliedert: drei senkrechte Linien teilen es in die Hälfte; gleichlaufend zu den Schenkeln ziehen 3 bis 5 Linien. Der nach scharfem Umbruch ausladende Rand des Gefäßes ist nur an einigen Stellen erhalten, der Mundsaum fehlt vollständig. — Erh. Höhe (H.) 11.5, H. des Rumpfes 6.3, Länge (L.) vom Schwanz bis zum Halsansatz 19.8, größte (gr.) Breite (Br.) des Tierkörpers 13.3, Durchmesser (Dm.) des Halsansatzes 9.7, Dm. des oberen Halsrandes 6.0, Dm. der einzelnen Fußansätze 1.7, Wandstärke (Wst.) 0.3 cm. Ton dunkelbraun, gut geglättet. Inv.-Nr. 1120. — Abb. 1—3.

Konischer Unterteil eines Topfes mit leicht angedeuteter Schulterwölbung. — Erh. H. 15.0, errechnete Bauchweite (Bw.) 19.0, Bodendurchmesser (Bd.) 9.7—10.2, Wst. 0.8 cm. Ton ocker bis braun, mit Kalksteinchen gemagert. Inv.-Nr. 1121.

Schale mit konischem Unterteil und eingezogenem Rand. — H. 7.7, Mündungsweite (Mw.) 13.5, Bw. 15.6, Bd. 5.8, Wst. 0.5 cm. Ton braun, geglättet, mit wenigen Kalksteinchen gemagert. Inv.-Nr. 1122 — Abb 4, 3.

Randstück einer Schale mit eingezogener Mündung. Wst. 0.5 cm. Ton ocker. Inv.-Nr. 1123.

Fußschale mit hohlem Standfuß und eingezogenem Mundsaum, von dem vier kreuzständige, schwache, senkrechte Rippen bis zur Wölbung reichen. Rand teilweise ergänzt. — H. 9.5, Mw. 12.0, Dm. des Fußes 7.5, Dm. des Gefäßansatzes 5.7, L. der Rippen 1.5, Wst. 0.6 cm. Ton braun, geglättet. Inv.-Nr. 1124. — Abb. 4, 1.

Gefäß mit Ausgußöffnung. Bauchiges Gefäß mit schwach ausgebildetem Standring, eingeschwungenem Unterteil und kräftiger Schulterwölbung, von der sich der konische Hals absetzt. An der Schulterwölbung befindet sich eine Ansatzstelle, die in der Mitte eine runde Öffnung aufweist, deren abgerundeter Rand nach innen etwas vorsteht. Der abgebrochene Ansatz war konzentrisch dazu, aber in einiger Entfernung, mit frischem Ton, der abgebrochen und abgeblättert ist, aufgesetzt und läßt dadurch die Arbeitsweise erkennen. Die



Abb. 3. Guntramsdorf, Tiergefäß. Ansicht von vorne und hinten. — Etwa $^2/_3$ nat. Gr.

Verzierung des Gefäßes besteht aus tief eingeritzten, stehenden Dreiecken, die teils mit schrägen Strichen, teils mit Linien, die parallel zu den Schenkeln laufen, ausgefüllt sind. Zwischen den beiden ersten Dreiecken an einer Seite der Öffnung sind nach oben gerichtete dreifache Winkellinien eingeritzt. Die seichte Furche an der Schulter wird gegen den Bauch durch eine, gegen den Hals durch zwei umlaufende Linien eingefaßt. Von dem konischen Hals ist nur mehr der Ansatz vorhanden, der auf eine ähnliche Weise wie die Schulter verziert ist. — H. bis zum Halsansatz 7.2, Dm. d. Standringes 5.0, Bw. 11.5, Dm. d. Halsansatzes 8.3, Dm. d. Öffnung bei der Ansatzstelle 0.8—1.2, Wst. 0.3 cm. Ton braun, mit Kalksteinchen gemagert. Inv.-Nr. 1125. — Abb. 4, 2.

An diese Gruppe von Funden schließt sich eine weitere an, die im Oktober desselben Jahres unweit der ersten Fundstelle bei der Schottergewinnung zutage kam und zweifellos demselben Fundverband angehört. In einem Loch ohne besondere Form lagen in der Tiefe von 15—20 cm im Schotter unter einer 20 cm starken Humusdecke folgende Gefäße und Gefäßreste:

Gewöhnliche Henkelschale mit leicht eingezogenem Rand. Beim 1.7 cm hochgezogenen zweifach gerieften Bandhenkel ist die Gefäßwand eingebuchtet. An der Standfläche

eine kleine Delle. — H. 5.0, Mw. 8.4—9.6, Br. d. Henkels 2.0, Dm. d. Bodendelle 1.7, Wst. 0.3 cm. Ton dunkelbraun, gut geglättet, Außenseite graphitiert. Inv.-Nr. 1126.

Scherbe vom Hals und der Schulter eines bauchigen Gefäßes, verziert durch eingeritzte Linien und breite Riefen. H. d. Scherbe 20.0, Br. 22.0 cm. Ton schwarzbraun, Außenseite stark graphitiert. Innenseite stark abgeblättert. Inv.-Nr. 1127.

Scherbe von der Schulter eines großen Gefäßes; verziert durch vier herabhängende Schrägriefen, zwischen denen sich Dellen im Kreishof befinden. — Erh. H. 9.5, L. 20.5 cm. Ton braun, Außenseite stark graphitiert, Innenseite stark abgeblättert. Inv.-Nr. 1128.

Hals- und Schulterteil eines großen Gefäßes. Am konischen Hals stehende, schräg schraffierte Dreiecke; über diesen drei Winkellinien; unter den Dreiecken, knapp über dem

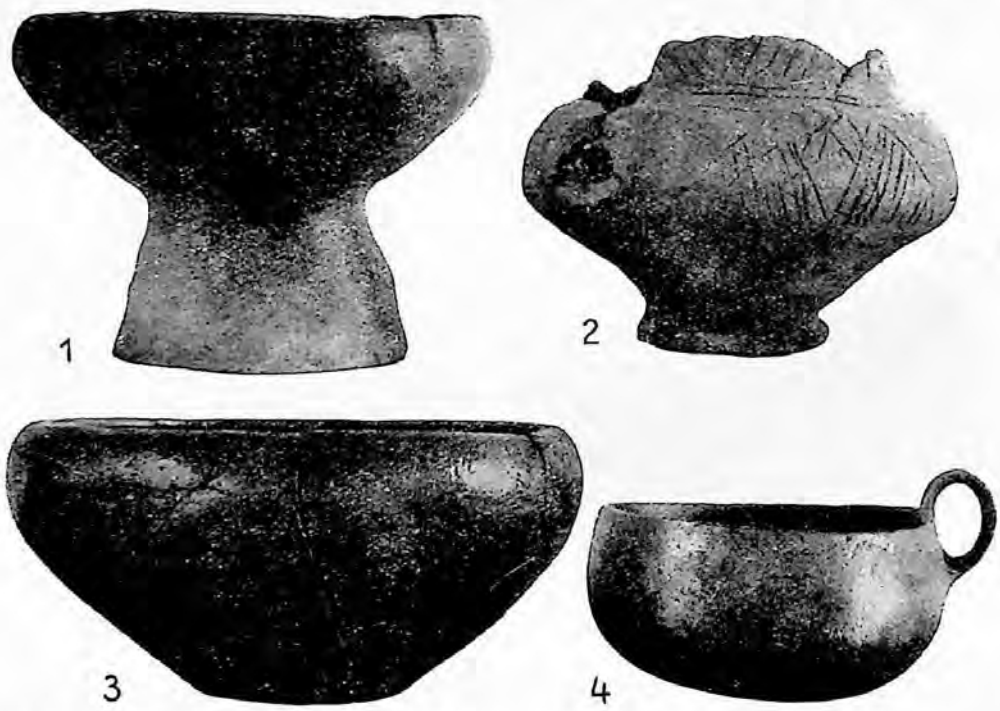


Abb. 4. Guntramsdorf, 1 Fußschale. 2 Gefäß mit Ausguß. 3 Schale. 4 Henkelschale. — ½ nat. Gr.

seichten Schulteransatz, acht umlaufende Linien. Von der Schulterwölbung herabhängende Bänder aus 7—8 Linien, die an einer Stelle von zwei breiten, senkrechten Riefen unterbrochen werden. — Erh. H. 22.0, Bw. (errechnet) 44.0, Wst. 0.5—0.8 cm. Ton braun, mit Steinchen gemagert, Außenseite stark graphitiert. Inv.-Nr 1129. Abb. 5,1.

Bombenförmiges Gefäß (erhalten ist nur der Unterteil mit der Schulterwölbung). An der Außenseite Reste roter Bemalung und eingeglätteter Graphitbänder vermutlich in Form von auf der Spitze stehenden Quadraten, unter denen sich eine Art Winkelband befindet. An der Standfläche eine Delle. — Erh. H. 10.5, Bw. etwa 21.0, Dm. d. Bodendelle 4.5, Wst. 0.2 cm. Ton braun. Inv.-Nr. 1130. — Abb. 5, 2.

Für die Auffassung, daß es sich hier nicht um die Hinterlassenschaft einer Ansiedlung handeln kann, spricht, daß grobe Tonware gänzlich fehlt, denn es wurden

nur Gefäße oder Reste von solchen gefunden, die offenkundlich aus Gräbern stammen. Nach den Fundumständen zu schließen, hat man sie bei der Schotterentnahme aus dem Grabzusammenhang gerissen und dann ohne Knochenreste (von Skeletten oder Leichenbrand) oder sonst noch angetroffenen Beigaben (Bronzen und dgl.) in der Erde zusammengestellt. Der obere Rand einiger Gefäße ist vermutlich durch den Pflug beschädigt worden.

Diese Grabfunde gehören der entwickelten Hallstattzeit (Stufe C nach P. Reinecke), also dem Ende des 7. oder dem Beginn des 6. Jahrhunderts v. Chr. an.

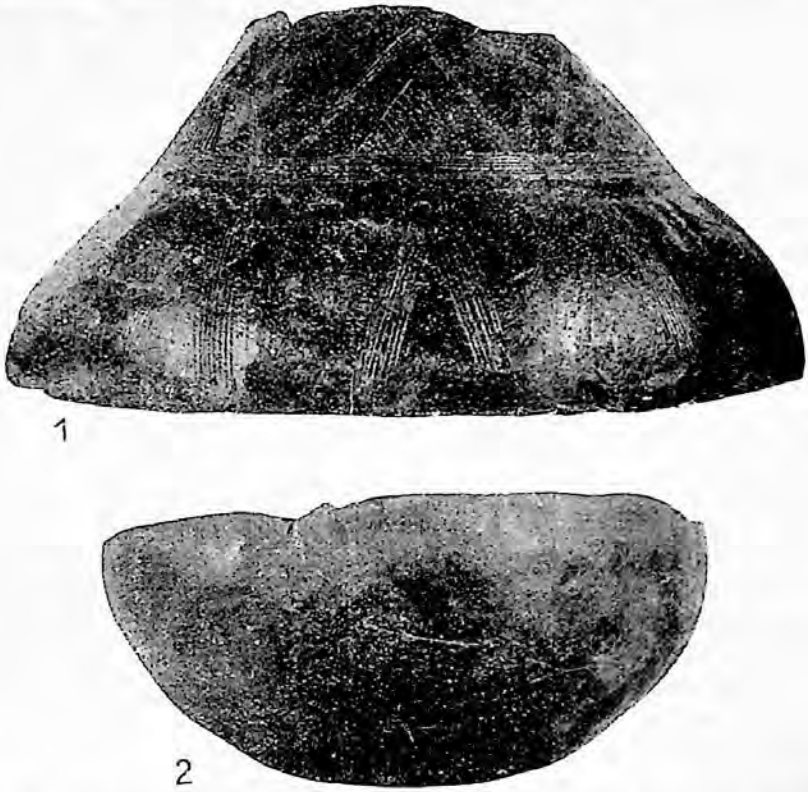


Abb. 5. Guntramsdorf. 1 Hals und Schulterteil einer Urne. 2 Bombenförmiges Gefäß. 1 = etwa ¼, 2 = etwa ⅓ nat. Gr.

Entsprechungen zu den Funden (Abb. 4 und 5) liegen von mehreren Gräberfeldern dieser Zeit aus Niederösterreich vor, z. B. von Statzendorf [6]) und vom Feichtenboden bei Bad Fischau [7]). Nur zu dem Tiergefäß ist kein unmittelbares Seitenstück bekannt, wir wollen uns daher mit ihm näher befassen.

Ein wohl kleineres Tiergefäß der jüngeren Hallstattzeit von Groß-Weikersdorf (Niederösterreich) könnte man als Vergleichsstück zu dem Fund von Guntramsdorf

heranziehen [8]). Leider sind auch bei diesem der Kopf und die vier walzenförmigen Füßchen abgebrochen; das Hinterende läuft nicht spitz zu, sondern ist etwas flachgedrückt. Die Verzierung besteht aus schräg abwärtsziehenden, eingefurchten Linien. Der kurze Hals ist unverziert. Alle übrigen Tiergefäße aus Niederösterreich, die Vögel darstellen könnten (von den zahlreichen Gefäßen, die Vierfüßler, z. B. Rinder wiedergeben, von den Gefäßen oder Schüsseln mit 2—4 Beinen, kopf- oder handartigen Ansätzen soll hier nicht gesprochen werden) sind von dem aus Guntramsdorf grundverschieden, z. B. das vom Tullnerfeld [9]). Verzierung durch dreieckige, gemusterte Felder, wie sie das Tiergefäß von Guntramsdorf zeigt, ist an Gefäßen der Hallstattzeit nicht selten. Als ein Beispiel sei eine Scherbe von der Schulter einer Urne von Gemeinlebarn genannt [10]). Hinsichtlich des Gesamteindruckes und der Riefen ist ein Tiergefäß aus dem Gräberfeld der Hallstattzeit von Dalj in Slavonien zum Vergleich heranzuziehen [11]).

Wiedergaben von Vögeln sind in der Hallstattzeit beliebt. Besonders bevorzugt sind Darstellungen von Schwimmvögeln (wie auch bei Arbeiten in Metall), vor allem der Ente und des Schwanes [12]). Auch bei dem Tiergefäß von Guntramsdorf hat man es mit einer stark schematischen Wiedergabe eines Schwimmvogels, wahrscheinlich einer Ente oder Gans, zu tun [13]). Die eingeritzten Dreiecke am Hals und die Riefen an der Schulterwölbung entsprechen einer in der jüngeren Hallstattzeit gebräuchlichen Verzierungsweise und sind auch hier nur ornamentales Beiwerk, das mit den Merkmalen des Tieres nichts zu tun hat. Das sechste, ganz anders verzierte Dreieck am Hals hat vielleicht symbolische Bedeutung. Die Ausstattung der Tierfigur mit vier Füßen geht wohl darauf zurück, daß man dem Gefäß größere Standfestigkeit verleihen wollte. Eine Richtung vertritt W. Dehn an Hand zahlreicher Beispiele und stellt fest, daß eine Verbindung von Rind und Wasservogel kultische Bedeutung hatte, denn sie läßt sich bis in die Religion der Kelten hinein verfolgen, wo sie vermutlich ein altes Erbe ist, „wie man es in der keltischen Götterwelt auch sonst noch treffen kann" [14]). Eine Vertreterin der anderen Richtung, der auch wir uns anschließen möchten, ist z. B. A. Roes, die geltend macht, daß der Hallstattvogel aus dem Osten zu uns gekommen ist; sie bemerkt außerdem, daß er häufig mit Rädern, Kreisen, Beilen und Gefäßen verbunden und bisweilen auch mit Hörnern versehen ist [15]).

Tiergefäße treten in Europa zuerst in den bandkeramischen Kulturen der Jüngeren Steinzeit auf [16]). Wenn sie in der Urnenfelderzeit wiederum erscheinen und schließlich in der Jüngeren Hallstattzeit zu einer gewissen Blüte gelangen, so dürfte es sich nicht um eine neuerliche Erfindung, sondern um ein Wiederaufleben alter Vorstellungen handeln, die in einem Fortleben der bäuerlichen Bevölkerung begründet sein kann [17]). Daß Tiergefäße nicht Gegenstände des täglichen Gebrauches waren, sondern kultischen Zwecken dienten [18]), unterliegt keinem Zweifel; es bleibt nur die Frage offen, ob derartige Gefäße nicht nur im Totenkult, sondern auch im Kult der Lebenden, z. B. im Fruchtbarkeitskult Verwendung fanden. Für die Hallstattzeit kann beides zutreffen, denn dieselben aus Gräbern bekannten Tier- und Menschendarstellungen erscheinen auch in Ansiedlungen, wie sich in Niederösterreich zuletzt bei der Aufdeckung einer Wohnanlage in Groß-Weikersdorf gezeigt hat [19]).

Anmerkungen:

[1]) Vgl. H. Küpper und C. A. Bobies, Das Tertiär am Ostrande des Anninger. Jahrbuch der Geologischen Bundesanstalt 77, Wien 1927, S. 1—27.

[2]) Sie befinden sich auch in seiner Sammlung; die bei den einzelnen Fundstücken angegebenen Inventarnummern beziehen sich auf diese.

[3]) H. Orel, Neue Grabfunde der Latènezeit von Guntramsdorf und Siebenhirten (Reichsgau Wien). WPZ. 29, 1942, S. 66—74.

[4]) Die Fundstelle liegt in der Ried „Neudorfer Heide", Parz.-Nr. 1435/40—70 (Eigentümer: „Neue Heimat", Siedlungsgenossenschaft), und zwar etwa 100 Schritte nördlich des Siedlungshauses Nr. 26—28.

[5]) In Guntramdorf wurde schon früher die Beobachtung gemacht, daß die bei der Schotterentnahme bloßgelegten Funde an anderen Stellen wieder zusammen eingegraben wurden. Vgl. R. Pittioni und E. Wurth, Funde aus Guntramsdorf, N.-Ö., MAG. 65, 1935, S. 158 ff.

[6]) Vgl. J. Bayer, Das prähistorische Gräberfeld bei Statzendorf (N.-Ö.). JZK., N. F. 2, 1904, S. 44—71; A. Dungl, Die Flachgräber der Hallstattzeit bei Satzendorf in Niederösterreich. MPK. 2, Nr. 1, 1908, S. 1—39.

[7]) J. Szombathy, Die Tumuli im Feichtenboden bei Fischau am Steinfeld. MAG. 54, 1924, S. 163—197.

[8]) Krahuletz-Museum Eggenburg, Inv.-Nr. 1576; erh. H. 4.3, erh. L. 6.5 cm.

[9]) MZK. N. F. 5, 1879, S. XCIV; M. Much, Kunsthistor. Atlas (Wien 1889). Taf. 72, 14.

[10]) J. Szombathy, Die Tumuli von Gemeinlebarn. MPK. 1, Nr. 2, 1890, S. 62, Abb. 44.

[11]) V. Hoffiller, Corpus vasorum antiquorum. Yougoslavie-Fasc. 2, Zagreb Musée National-Fasc. 2, Taf. 34, 7.

[12]) M. Hoernes-O. Menghin, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa von den Anfängen bis um 500 vor Christi. 3. Aufl. (Wien 1925), S. 524.

[13]) In diesem Sinn äußerte sich seinerzeit auch Univ.-Prof. O. Antonius, der die Freundlichkeit hatte, das Tiergefäß zu begutachten.

[14]) W. Dehn, Tontiere aus rheinischen Vorzeitfunden. Trierer Zeitschrift 14, 1939, S. 23 f.

[15]) A. Roes, Der Hallstattvogel. IPEK. 13/14, 1939/1940, S. 72.

[16]) Vgl. K. Willvonseder, Ein bandkeramisches Tiergefäß von Abraham in der Slowakei. WPZ. 28, 1941, S. 38—48.

[17]) Vgl. dazu W. Dehn, a. a. O., S. 14 ff.; C. Schuchhardt, M. Ebert Reallexikon 3, 1925, S. 161.

[18]) Über die kultische Bedeutung der Tiergefäße vgl. K. v. Spieß, Die Behälter des Unsterblichkeitstrankes. MAG. 44, 1914, S. 17—43.

[19]) H. Tripp, Vorgeschichtliche Siedlungsgrabungen in Groß-Weikersdorf (Niederdonau). MAG. 71, 1941, S. 281 f. und Taf. 7 (15), 1, 2, 4, 7 und 8.

C. KLEINE MITTEILUNGEN.

Ein Verwahrfund aus Feldkirch, Vorarlberg.

Im Jahre 1941 wurden am Blasenberge bei Feldkirch anläßlich von Erdaushebungen vier linsenförmige Kupfergußkuchen (Abb. 1, 2), die ohne jegliche weitere Be-

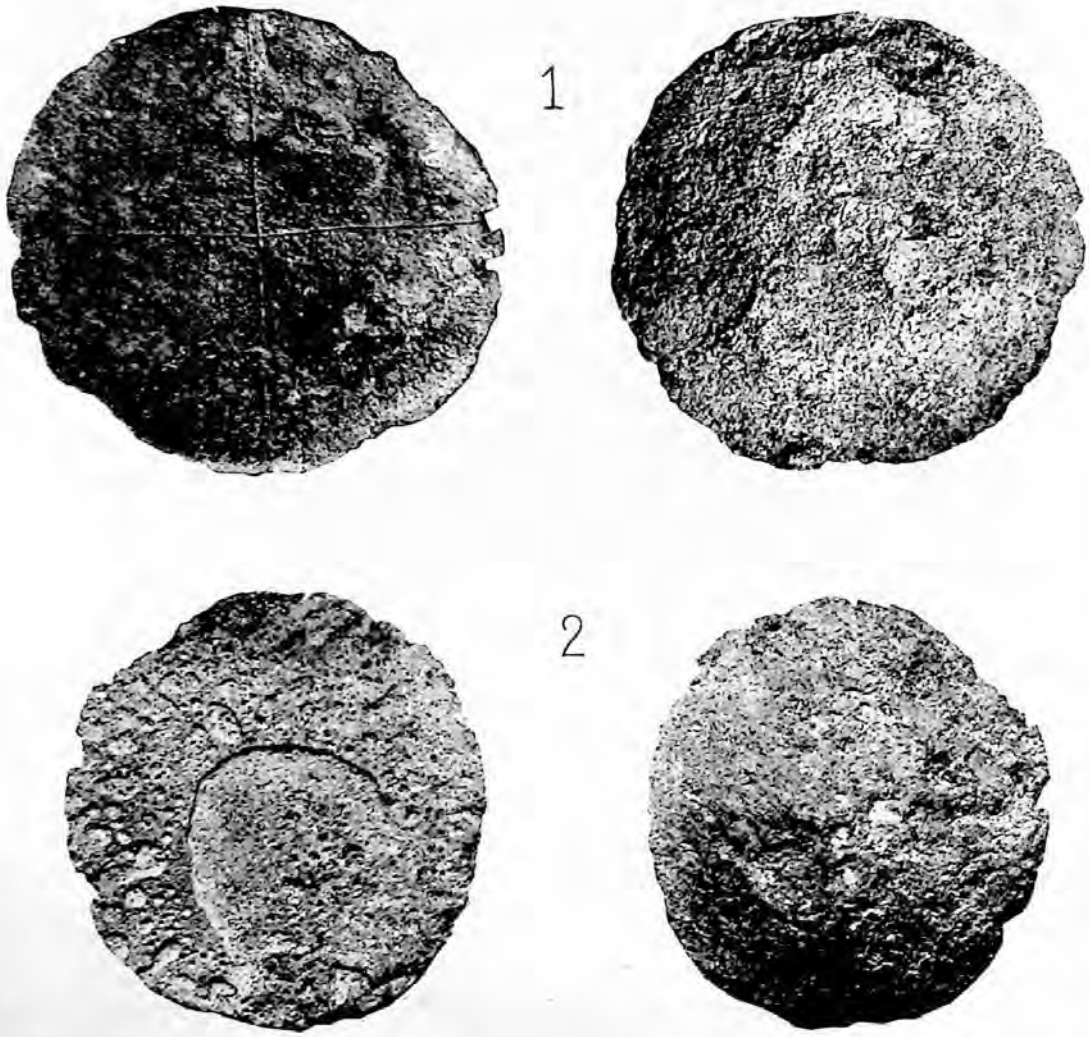


Abb. 1. Feldkirch, Gußkuchen (Ober und Unterseite).

gleitfunde in 1.10 cm Tiefe im blanken Glaziallehm standen, aufgefunden. Je zwei von ihnen waren dachförmig mit den Flachseiten zusammengestellt. Die Umgebung der Fundstelle gab keine weiteren Aufschlüsse, höchstens, daß ein zwei Meter von den Gußkuchen entfernt aufgefundener Findlingstein als Merkmal des Fundplatzes dienen

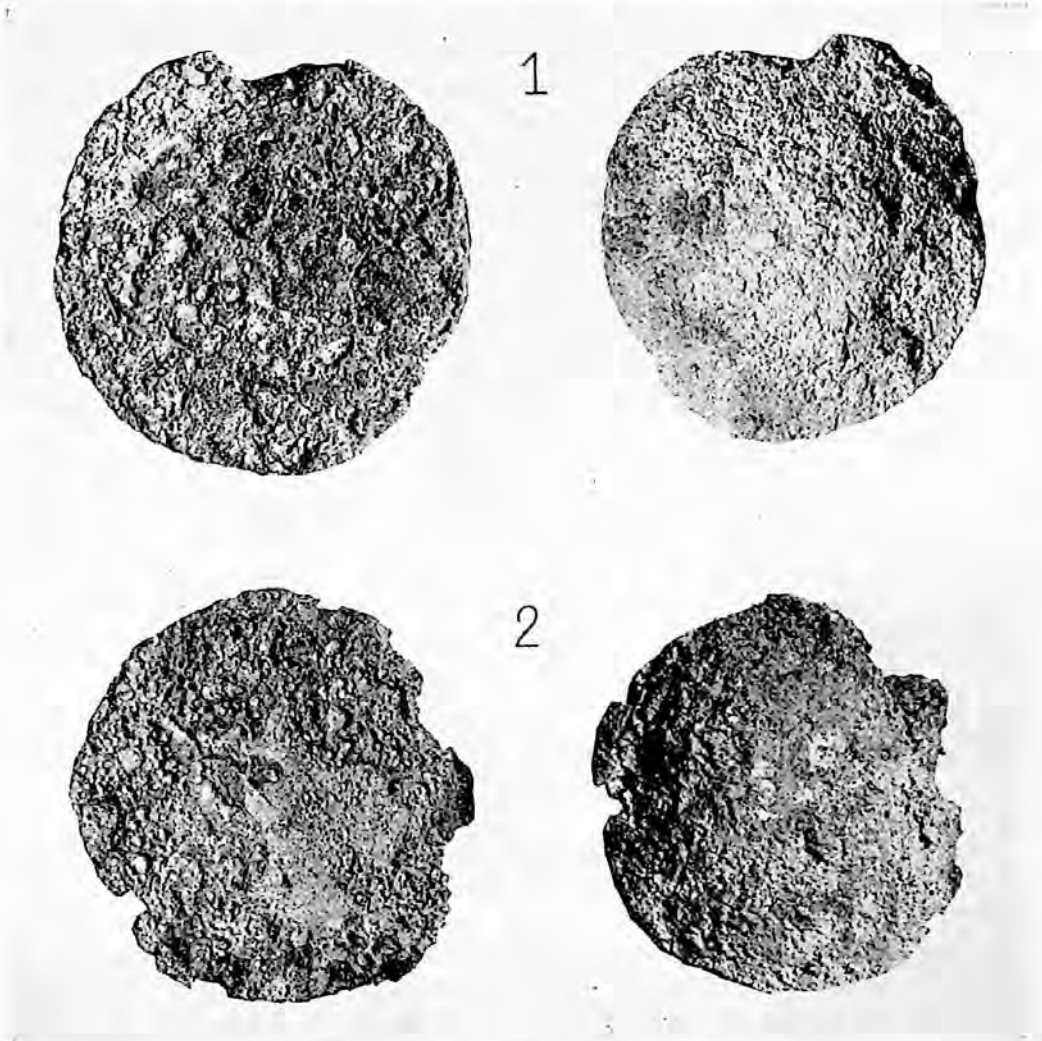


Abb. 2. Feldkirch, Gußkuchen (Ober und Unterseite).

sollte. Die Gußkuchen wurden über Vermittlung von Herrn Hauptmann d. R. Hermann P ü m p e l, dem Chef der Braufirma S. Pümpel in Feldkirch, dem Vorarlberger Landesmuseum übergeben, wofür hiermit aufrichtiger Dank gesagt wird. Es handelt sich um folgende Stücke:

Gußkuchen 41/1: Rundlich, Dm. 29.6 : 27.3 cm; Dicke 5 cm; Gewicht 14.45 kg. Auf der flachen Oberseite kreuzweise geritzt zwecks Vierteilung. Patiniert. (Abb. 1/1.)

Gußkuchen 41/2: Rundlich, Dm. 25 : 27 cm; Dicke 6.6 cm; Gewicht 11.55 kg. Patiniert. (Abb. 1/2.)

Gußkuchen 41/3: Rundlich, Dm. 24.7 : 26.2 cm; Dicke 5.3 cm; Gewicht 9.20 kg. Patiniert. (Abb. 2/1.)

Gußkuchen 41/4: Rundlich. Dm. 24.8 : 25.7 cm; Dicke 4.2 cm; Gewicht 7.85 kg. Blasiger, an zwei Stellen ausgebrochener Rand. Patiniert. (Abb. 2/2.)

Eine von Hüttendirektor W. Witter, Halle a. d. Saale, durchgeführte spektrographische Untersuchung von zwei Proben ergab folgende Zusammensetzung:

Probe Gußkuchen 41/3: Kupfer 97.30%, Zinn —%, Antimon —%, Blei —%, Silber 0.01%, Zink —%, Nickel 0.17%, Arsen 0.16%, Eisen 0.05%, Schwefel 1.86%, Rest Sauerstoff.

Probe Gußkuchen 41/4: Kupfer 97.45%, Zinn 0.01%, Antimon —%, Blei —%, Silber 0.01%, Zink spur, Nickel 0.28%, Arsen 0.13%, Eisen 0.10%, Schwefel 0.79%, Rest Sauerstoff.

Auf Grund der chemischen Zusammensetzung des Kupfers ist als sicher anzunehmen, daß die Gußkuchen aus dem nordalpinen Bergbaugebiet Salzburgs oder Tirols stammen. Witter spricht in seiner brieflichen Mitteilung über das Ergebnis seiner Untersuchung (vom 22. 7. 1942) sogar von einer Herkunft aus dem Gebiet der Kelchalpe bei Kitzbühel. Eine derartige Vermutung ist aus siedlungsgeographischen Gründen nicht abzuweisen.

Für eine Datierung der Gußkuchen liegen keine Anhaltspunkte vor; immerhin darf aber damit gerechnet werden, daß sie als bronzezeitlich zu bezeichnen sind. Mit Rücksicht darauf aber, daß von der Kelchalpe bisher nur urnenfelderzeitliches Fundmaterial gehoben wurde [1]), wäre eine genauere Zuweisungsmöglichkeit besonders erwünscht gewesen.

Adolf Hild, Bregenz.

[1]) MPK. III. 1937, S. 1 ff.

Eine urnenfelderzeitliche Lanzenspitze aus dem Schafberggebiet, Ober-Österreich.

Im Jahre 1942 fand der Revierjäger Josef Rieger in der Nähe des Münichsees eine bronzene Lanzenspitze (Abb. 1). Die Fundstelle befindet sich auf dem Feichtingeggrücken, der sich zwischen dem Schafberggipfel und der Senke, die vom Schwarzensee und dem „Moos" eingenommen wird, befindet. Die Lage der Fundstelle ist recht bemerkenswert! Sie liegt inmitten eines idealen Almgebietes. Das Große Feichtingegg (1412 m) ist der Ostpfeiler des Schafbergstockes. Von diesem fällt, wie bereits erwähnt, das Gelände zum „Moos" ab, von dem aus ein Steig zur Burgau bzw. zum Attersee führt. Nördlich des Schwarzensees ist die Moos-Alm. Nördlich des Feichtingeggs die Kasperl-Alm. Unmittelbar südlich des Münichsees (1262 m) ist die Aurissen-Alm. Noch weiter unten die Vormauer-Alm. Von dort führt ein Graben nach Sankt Wolfgang hinab. Bei der Aurissen-Alm ist die Obere Hofalm. Westlich vom Schwarzensee die Hof-Alm, die Sommerau-Alm und die Denreut-Alm. Dem Südteil des Mondsees (östlicher Teil) und dem beide Seen trennenden schmalen Landteile ist vorge-

lagert die Ackerschneid (1118 m). Südlich schließt ein ebener Boden an, der von Plankenmoos-Alm, Valtl-Alm, Eisenauer-Alm, Oberer und Unterer Acker-Alm eingenommen wird. Es liegt also um die Fundstelle ein Kranz von Almen. Die Pfahlbaustationen vom Mondsee und Südteil des Attersees sind in großer Nähe.

Die Lanzenspitze sah zum Teil aus dem Boden heraus und konnte sofort mühelos gehoben werden. Ihre Form ist aus der Abb. 1 ersichtlich. Die ganze Oberfläche wird von einer einheitlichen Patina bedeckt. Länge 17.8 cm; davon Blattlänge 11.3 cm;



Abb. 1. Lanzenspitze aus dem Schafberggebiet, O.-Ö.

Tüllenlänge 6.5 cm; Durchmesser der Tülle 2.4 cm; beim Blattansatz 1.5 cm; innere Lichte der Tülle 1.9 cm; Tüllentiefe 8.4 cm; größte Blattbreite 2.7 cm; Flügelstärke an der Basis 0.5 cm; oben 0.2 cm; 2.1 cm oberhalb des Tüllenendes zwei gegenständige Nagellöcher von 0.3 cm Lichte; 2.4 cm oberhalb eines Nagelloches ist noch ein zweites sichtbar, das aber wahrscheinlich als Gußfehler anzusehen ist, da alle Lanzenspitzen der gleichen Form nur zwei Nagellöcher besitzen.

Die vorliegende Lanzenspitze stellt typologisch einen weiteren Vertreter einer schon hinlänglich bekannten Formengruppe dar, die ihre Eigenart besonders durch das birnförmige Blatt erhält. Die zeitliche Stellung dieser Type hat F. Holste[1]) eindeutig klargelegt. Damit ist auch für unser Stück die Verankerung im urnenfelder-

zeitlichen Verband bzw. in der Stufe Hallstatt A anzunehmen. Die nächste örtliche Entsprechung zu dem Fund aus dem Schafberggebiet stammt aus Hallstatt [2]); aus der salzburgischen Nachbarschaft ist eine Spitze vom Untersberggebiet [3]) zu nennen.

Aus der Art des Fundes wird man vielleicht annehmen dürfen, daß es sich um einen Einzelfund handelt. Das Stück kann jedoch während einer vorübergehenden Begehung des Feichtingeggrückens ebenso verloren gegangen sein wie zur Zeit einer temporären Besiedlung des Gebietes. Jedenfalls beabsichtige ich, auf Grund dieses Fundes durch eine Grabung der Frage nachzugehen, ob es in vorgeschichtlicher Zeit sommerliche Hochsiedlungen gab. Es könnte auf diese Weise die schon lange schwebende Frage einer alten Hochweidenutzung und Almwirtschaft [4]) konkret gelöst werden. Die Lanzenspitze ist auch deshalb interessant, weil sie nun neben einem Steinbeil [5]) einen weiteren Urzeitfund aus dem Schafberggebiet darstellt. Ob hiebei das Gebiet der spätjungsteinzeitlichen Seerandsiedlungen am Mond- und Attersee als Ausgangspunkt anzunehmen ist, wird wohl kaum zu entscheiden sein. Jedenfalls zeigt aber der Fund wieder einmal, daß gerade zur Urnenfelderzeit der Mensch verhältnismäßig weit in die Alpen vorgedrungen ist [6]), weshalb ihm auch aus diesem Grunde eine erhöhte Bedeutung zukommt.

Friedrich Morton, Hallstatt.

Anmerkungen:

[1]) F. Holste, Zur jüngeren Urnenfelderzeit im Ostalpengebiet, PZ. XXII, 1935, S. 50 ff.
[2]) P. Reinecke, Der Bronzedepotfund von Hallstatt in Oberösterreich. WPZ. XXI, 1934, S. 10, Abb. 2.
[3]) M. Hell, Zwei Funde vom Untersberg bei Salzburg. WPZ. XX, 1933, S. 120 ff., Abb. 1.
[4]) R. Pittioni, Zur Kulturgeographie der Urzeit Österreichs. MAG., Oberhummer-Festschrift, 1939, S. 20; hier auch weitere Literatur.
[5]) Berichte des Carolio-Augusteums, 1871, S. 24.
[6]) R. Pittioni, a. a. O., p. 20 ff.

Eine jungsteinzeitliche Ansiedlung auf dem Simonsberg bei Wien.

Zwischen der von Sievering (Wien, 19. Gemeindebezirk) kommenden Straße und dem Fußweg vom Dreimarkstein, die beide nach Weidlingbach führen, erhebt sich eine 420 m hohe kegelförmige, bewaldete Bergkuppe, die mit den umliegenden Bergen in keiner Verbindung steht (Abb. 1). Auf der Spezialkarte 1:75.000 (Blatt 4656; Tulln) findet man an der bezeichneten Stelle nur die Höhenzahl, während auf anderen Karten der Name „Simonsberg" eingetragen ist. In geologischer Hinsicht gehört der Simonsberg der Flyschzone des Wienerwaldes an, die sich nördlich der Donau am Bisamberg und Rohrerwald in die Pollauer Berge und in das Marsgebirge in Mähren fortsetzt.

Die in den Jahren 1915—1916 auf der Hochfläche des Simonsberges angelegten Schützengräben und Geschützstände, die z. T. in eine Tiefe von etwa 4 m gingen, schlossen den Boden soweit auf, daß es möglich war, an den Schnittwänden Profile

mehrerer vorgeschichtlicher Wohnanlagen zu erkennen [1]). Diese Feststellung machte im Jahre 1925 erstmalig mein Vater Karl Moßler, der damals auch die einzelnen Stellen vermerkte. Gleichzeitig konnte von diesen Wohnplätzen eine Anzahl vorgeschichtlicher Funde geborgen werden, die sich an der Sohle der Gräben, wie auch in deren Aushub vorfanden. In den darauf folgenden Jahren wurden auf der Hochfläche nach und nach neun Stellen mit Spuren menschlicher Besiedlung (z. B. Tongefäßresten u. a.) ermittelt. Fast alle Wohnplätze, wie auch alle übrigen Fundstellen, wurden durch die militärischen Anlagen weitgehend zerstört. Da man auf der Hochfläche in neuerer Zeit keine Aufgrabungen vorgenommen hat, lassen sich weder Maße der Gruben und Grundrißformen, noch die Verteilung der einzelnen Fundstellen auf der Hochfläche näher bestimmen. Durch Einwirkung von Wind und Niederschlägen füllen sich die Gräben allmählich wieder auf.



Abb. 1. Simonsberg. Blick gegen Osten.

Die Funde wurden, wie schon oben erwähnt, nur an der Oberfläche aufgelesen; sie gelangten in die Privatsammlung Karl Moßler, Wien. Ob nun jede der neun Fundstellen auch mit einer Wohnstelle gleichzusetzen ist, kann kaum entschieden werden. Einige dieser Fundplätze rechtfertigen allerdings infolge stärkeren Vorkommens von Hütenlehm, bzw. durch besonders durchglühtes Gestein, eine derartige Annahme.

Im folgenden werden die einzelnen Fundstellen und die an diesen aufgesammelten Funde besprochen:

Fundstelle 1: Befindet sich im Süden der Hochfläche. Funde: Hüttenlehm, 1 Gefäßbruchstück.

Fundstelle 2: Liegt genau nördlich und gegenüber dem Hameau. Funde: Gefäßscherben, Hüttenlehm, Spinnwirtel aus Ton, H. 5.6, Dm. 6.6 cm, kegelförmig. Inv.-Nr. 255 (Abb. 2, 8); Schleifstein, Inv.-Nr. 257. Verkohlte Knochen.

Fundstelle 3: Mitten auf der Hochfläche. Funde: 1 Schleifstein aus rotem Sandstein.

Fundstelle 4: Genau westlich vom Hermannskogel. Funde: Pfeilspitze aus rötlichem Hornstein, L. 4.5, Br. 2.5 cm, Inv.-Nr. 449 (Abb. 2, 2); Hüttenlehm.

Fundstelle 5: Höhenkamm, ungefähr in ostwestlicher Richtung, leicht nach Süden geneigte Hochfläche. Funde: Hüttenlehm.

Fundstelle 6: Lage der Fundstelle wie bei Fundstelle 5. Funde: Hüttenlehm; Werkstein aus rotem Sandstein.

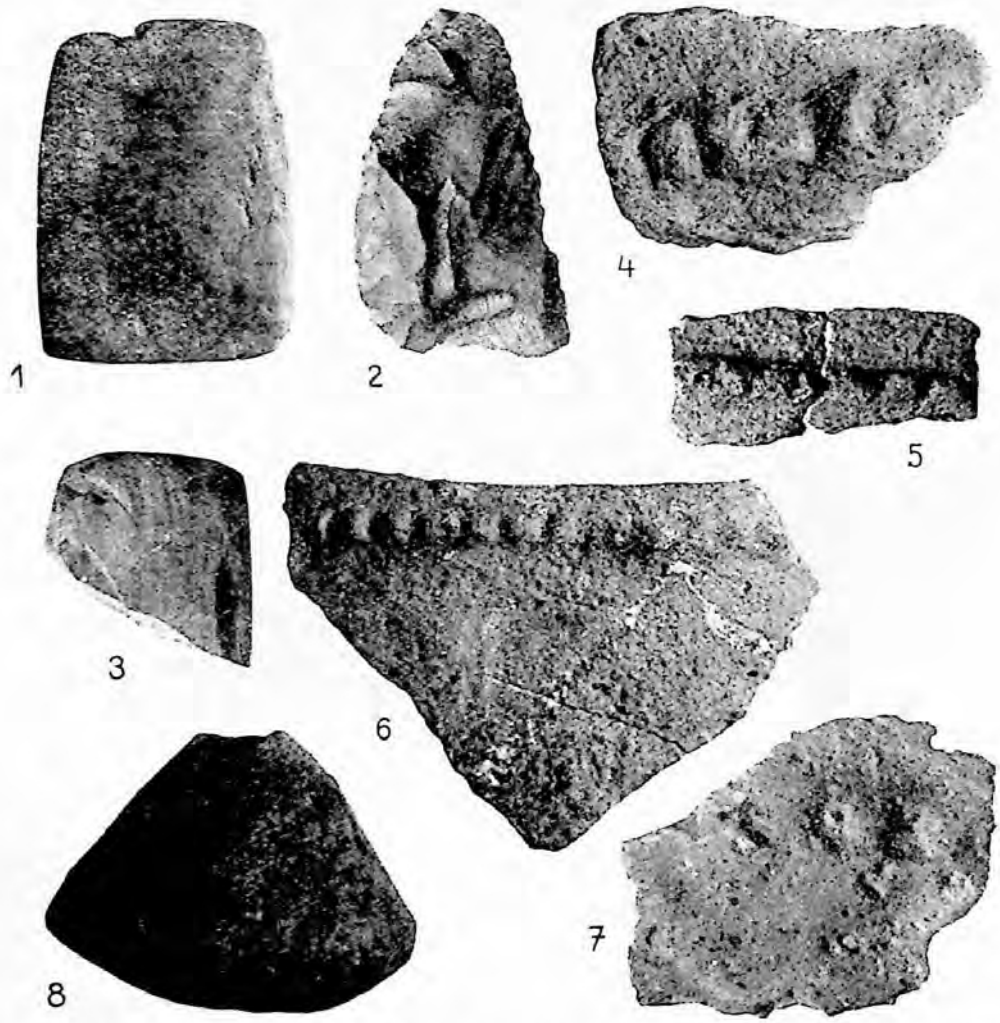


Abb. 2. Funde vom Simonsberg. 1 Flachbeil. 2 Pfeilspitze aus Hornstein. 3 Bruchstück (Nackenteil) eines Flachbeiles. 4—7 Gefäßscherben. 8 Spinnwirtel. — 1, 2, 4 u. 7 = nat. Gr., 2 u. 3 = ½ nat. Gr., 8 = ⅔ nat. Gr.

Fundstelle 7: Lage der Fundstelle wie bei Fundstelle 5. Funde: Hüttenlehm, 3 Werksteine aus rotem Sandstein.

Fundstelle 8: Lage wie bei Fundstelle 5. Funde: Hüttenlehm, 1 Werkstein und 1 Gefäßscherben.

Fundstelle 9: Schräg gegenüber von Fundstelle 4, vielleicht dazugehörig. Funde: Hüttenlehm.

Als Streufunde, außerhalb der 9 angegebenen Fundstellen, wurden gefunden:

Südosthang des Simonsberges gegen den Hirschengrund. Funde: Bruchstück eines Flachbeiles, breitnackig, aus Urgesteinschiefer. Erh. L. 4.1, Br. 3.8, H. 1 cm, Inv.-Nr. 712 (Abb. 2, 3). Klopfstein aus Quarzit, Inv.-Nr. 713.

Südosthang und Südhang: Funde: Mehrere Abschläge aus Jaspis und Hornstein, Inv.-Nr. 720 a, b.

Ohne nähere Fundortangabe: Funde: Flachbeil aus Grauwackenphyllit, annähernd rechteckiger Querschnitt, L. 4.3, Br. 3, H. 1.2 cm, Inv.-Nr. 519 (Abb. 2, 1)[2]).

Die Gefäßbruchstücke beschränken sich lediglich auf einige Rand- und Wandstücke, aus denen sich kein ganzes Gefäß zusammenstellen ließ, da es sich um Bruchstücke verschiedener Gefäße handelt. Der Großteil dieser Bruchstücke ist mit umlaufenden Kerbleisten und Kerbreihen verziert, die in den meisten Fällen knapp unterhalb des Mundsaumes sitzen. Der Ton der Gefäße wie auch der des kegelförmigen Wirtels ist hellbraun bis hellrot, sehr porös, bisweilen klingend gebrannt und dürfte vom südlichen Ausläufer des Simonsberges stammen. Der Hüttenlehm weist Stabeindrücke und Beimengung von pflanzlichen Resten auf. Der Werkstoff für die Steingeräte ist, mit Ausnahme der grobkörnigen Reibplatten, durchwegs ortsfremdes Gestein. Das Flachbeil (Abb. 2, 1) und das Bruchstück eines solchen (Abb. 2, 3) zeigen guten Schliff. Die wenigen Knochenreste dürften von kleineren Tieren stammen

Daß die Funde vom Simonsberg dem Ende der jüngeren Steinzeit angehören, geht vor allem aus der Gefäßverzierung hervor. Kerbreihen und Kerbleisten kommen in den verschiedensten Kulturen vor, die alle Merkmale der späten Jungsteinzeit tragen. Sie treten häufig in der in Oberösterreich verbreiteten Pfahlbaukultur (Mondsee), in den dieser nahestehenden Kulturen von Altheim (Bayern), Laibach (Slovenien) usw. auf[3]). Ebenso kommt jedoch derartig plastischer Gefäßschmuck in Kulturen mit unverkennbar südosteuropäischer Prägung vor, wie in Babska, Sarvaš und Butmir, wie überhaupt in den jungsteinzeitlichen Kulturen Bosniens vor. Auch am Strappelkogel im Lavanttal (Kärnten)[4]) wurde eine ähnliche Tonware gefunden. Einer eindeutigen Einordnung der Funde vom Simonsberg in eine bestimmte Kulturgruppe ist hinderlich, daß sich aus den erhaltenen Resten keine Gefäßformen erschließen lassen. Die beiden Rechteckbeile, der doppelkonische Wirtel und die Pfeilspitze weisen ebenfalls darauf hin, daß die Funde vom Simonsberg der ausgehenden Jungsteinzeit angehören.

Gertrude Moßler, Wien.

Anmerkungen:

[1]) Vgl. Fundberichte aus Österr. Bd. I, Heft 3—5, 1931, S. 59; Völkerkunde I, 1925, Heft 7—9, 200 f.; Neues Wiener Tagblatt v. 22. 1. 1926; Klosterneuburger Zeitung 3, Jhg. 1928.

[2]) Gefunden von Amtsrat H. Strobl, Wien 1928. Vgl. Klosterneuburger Zeitung 3, Jhg. 1928.

[3]) Vgl. P. Reinecke, Vučedol, Vinča und Altheim-Remedello. Serta Hoffilleriana (Agram 1940), S. 33.

[4]) Museum Klagenfurt; unveröffentlicht.

Eine Hammeraxt aus Kupfer von Puch, Niederösterreich.

In der Sammlung meines Vaters Karl Moßler (Wien) befindet sich eine Hammeraxt (Inv.-Nr. 66), die im Jahre 1923 in Puch, pol. Bezirk Hollabrunn, gefunden wurde [1]). Genauere Angaben über die Fundumstände sind leider nicht bekannt. Nach einer mündlichen Mitteilung des Ziegelarbeiters Leeb aus Breitenwaida, pol. Bezirk Hollabrunn, der das Stück am westlichen Ortsausgang von Puch bei Erdbewegungen für den Neubau eines Hauses gefunden hatte, lag nach seiner Beschreibung neben der Axt eine verbogene Kupfernadel, die aber verloren ging. Weitere Funde (z. B. Tonware) wurden nicht beobachtet. Die Hammeraxt weist eine vollkommen symmetrische



Abb. 1. Hammeraxt aus Kupfer von Puch. — Nat. Gr.

Form auf. Die durch Abnützung etwas abgestumpfte Schneide ist an einem Ende etwas mehr ausgeschwungen. Der Rand des Stielloches ist an beiden Öffnungen leicht abgeflacht. Oberhalb des Loches, am Übergang zum Knaufende, weist das Stück einen sanft geschwungenen Einzug auf. Der Knauf ist schwach gewölbt und zeigt mehrere kleine, schnittartige Abnützungsspuren. Die Patina ist nur an wenigen Stellen erhalten. Unter der braungrünen Verwitterungsschicht tritt stellenweise rotbrauner Metallglanz hervor. Die Maße und das Gewicht betragen: Länge 8.6, Dicke 2.4, Dm. des Knaufes 2.9,

Dm. des Loches 1.7, Breite der Schneide 2 cm; Gewicht: 256 g. Eine chemische Untersuchung des Metalles ergab fast reines Kupfer.

Derartige Hammeräxte aus Kupfer sind in Mitteleuropa verhältnismäßig selten. Eine genaue zeitliche Einordnung ist daher nicht ohne weiteres möglich. Auch können diese Hammeräxte keiner bestimmten Kultur zugewiesen werden. Es steht nur soviel fest, daß sie zwischen dem Ende der Jungsteinzeit und dem Beginne der Frühbronzezeit auftreten, also in eine Zeit fallen, die durch Geräte aus Kupfer führende Kulturen, wie Altheim, Mondsee, Baden u. a. gekennzeichnet ist. In diesen Kreis ist auch die Hammeraxt von Puch einzureihen. Die Zahl der dem Pucher Stück entsprechenden Kupferäxte ist gering. Der Verwahrfund von Mühlenbeck, Kr. Greifenhagen (Pommern) [2]) enthält neben einem Kupferbeil eine Hammeraxt aus Kupfer, die aber mit ihrem geknickten Körper und der Schaftröhre eine gegenüber der Axt von Puch entwickeltere Form darstellt. Zwei Hammeräxte mit sanft geschwungenem Körper, beide allerdings schon aus Bronze bestehend, wurden am Stoffersberg bei Landsberg [3]) und im Kiental bei Herrsching am Ammersee in Oberbayern [4]) gefunden. Auch auf die oft genannte Hammeraxt aus Kupfer aus Schonen (Schweden) sei verwiesen [5]).

Unvergleichlich größer ist die Zahl der Hammeräxte aus Stein, die dem Stück von Puch bis auf ganz geringe, durch den Werkstoff bedingte Abweichungen gleichen. Aus Niederösterreich seien zwei Bruchstücke aus der jungsteinzeitlichen Ansiedlung am Haberg, einem Bergrücken westlich der Gemeinde Puch [6]) und eine vollständige Hammeraxt aus dem Schwemmschotter der Donau bei Thallern, pol. Bezirk Krems [7]), angeführt. Ausgezeichnete Entsprechungen gibt es vor allem aus den Pfahlbauten des Mond- und Attersees [8]).

Auf die oft erörterte Frage, ob die Hammeräxte aus Stein Nachbildungen der aus Kupfer hergestellten sind oder ob der umgekehrte Vorgang anzunehmen ist, soll hier nicht eingegangen werden [9]). Daß Hammeräxte aus Kupfer so selten sind, mag darauf zurückgehen, daß diese Äxte zum größten Teil in den Schmelztiegel wanderten, als man gelernt hatte, durch Zusatz von Zinn ein besseres Werkmetall zu schaffen. Auf jeden Fall ist aber der Fund von Puch ein weiterer beachtlicher Beleg für die Verbreitung derartiger Kupferäxte in Mitteleuropa.

Gertrude Moßler, Wien.

Anmerkungen:

[1]) Auf diese Kupferaxt von Puch bezieht sich eine Bemerkung von P. Reinecke (Germania 27, 1943, Heft 1, 57), die aber den Fundort nicht nennt. P. Reinecke, dem ich einige Hinweise verdanke, war durch mich auf diese Axt aufmerksam gemacht worden.

[2]) O. Kunkel, Urgeschichte. Allgemeines und Zusammenfassendes. Pommersches Landesmuseum Stettin. Erwerbungs- und Forschungsber. 1936. Baltische Studien N. F. 38, 1936, S. 13 und Abb. 4; ders., Der steinzeitliche Kupferfund von Mühlenbeck, Kr. Greifenhagen. Monatsbl. d. Ges. f. pommersche Geschichte u. Altertumskunde 51/52, 1937/1938, S. 17—22; mit Abb.

[3]) F. Weber, Aus unserer Vereinssammlung. I. Bronze-Beile, -Meißel und -Hämmer. Altbayerische Monatsschrift 4, 1903—04, S. 117, Abb. 26.

[4]) L. Lindenschmidt, Das röm.-germanische Centralmuseum. Mainz 1889, Taf. 48, Abb. 3.

[5]) O. Montelius, Minnen från vår forntid I (Stockholm 1917), S. 22, Abb. 288.

[6]) Vgl. L. Adametz, Eine vielkantige Streitaxt aus dem Überschwemmungsgebiet der Traisenmündung, N.-Ö., MAG. 67, 1937, S. (30). Sammlung K. Moßler (Wien), Inv.-Nr. 228 u. 441.

[7]) L. Franz, M. Hesch, O. Menghin und H. Mitscha-Märheim, Die prähistorische Sammlung des Niederösterreichischen Landesmusemus. Mat., Heft 2 (1924), S. 24 u. Taf. 3, 2357. O. Menghin, Urgeschichte Niederösterreichs. Heimatkunde von Niederösterreich, Heft 7 (1921), Taf. 5, 6.

[8]) L. Franz u. J. Weninger, Die Funde aus den prähistorischen Pfahlbauten im Mondsee. Mat., Heft 3 (1927), Taf. 28, 14 u. a.

[9]) Zu dieser Frage vgl. z. B. J. E. Forssander, Der ostskandinavische Norden während der ältesten Metallzeit Europas. Skrifter utgivna av Kungl. Hum. Vetenskapssamfundet i Lund 22 (1936), S. 33 f.

Ein Scherbenfund der Laibacher-Moor-Kultur von den Steinkögeln bei Völkermarkt, Kärnten.

Gerade in den letzten Jahren wurde die Kenntnis jenes spätneolithischen, teils bis in die frühe Bronzezeit hinreichenden Kreises, der nach den Fundplätzen Vučedol, Laibach und Zók seinen Namen erhalten hat, durch zahlreiche Arbeiten wesentlich gefördert und dabei nicht nur Zeitstellung und Verbreitung der hieher gehörenden Funde erörtert, sondern auch Fragen historischer Art zur Sprache gebracht [1]). Diese Untersuchungen galten zum nicht geringsten Teil auch den Verhältnissen in Österreich als einem nördlichen Grenzbezirk in der Ausdehnung dieser Kulturgruppe, wobei der Schwerpunkt der Betrachtung auf den Raum von Niederösterreich lag, weil von dort bisher die meisten Funde vorliegen. Daß man demgegenüber wenig über das Gebiet unmittelbar nördlich der Karawanken zu sagen wußte, das doch wegen seiner Nachbarschaft zu den Pfahlbauten des Laibacher Moors für die in Rede stehenden Probleme immerhin nicht belanglos ist, erklärt sich aus der noch bestehenden Ungewißheit, die heute noch hinsichtlich der späten Jungsteinzeit (so gut wie anderer Perioden) dieses Raumes herrscht. Bekannt war, daß in Kärnten vom Kanzianberg und vom Strappelkogel Beispiele der Laibacher Moor-Keramik, oder doch Anklänge an diese, gefunden wurden und daß diese dort nicht das alleinige Inventar eines Horizontes darstellen, wie etwa in den beiden Pfahlbaustationen des Laibacher Moors, sondern nur als selten zu fassende Bestandteile eines Kulturverbandes erscheinen, der zeitlich zwar ganz dem von P. Reinecke groß umrissenen europäischen Horizont von Altheim—Remedello—Vučedol usw. entspricht, der aber in seinen keramischen Hinterlassenschaften eine eigen gefärbte Note und deutliche Unterschiede gegenüber der kennzeichnenden Laibacher Moor-Ware aufweist.

Angesichts dieser Umstände mag es nützlich sein, hier ein weiteres Zeugnis der Laibacher Moor-Keramik aus Kärnten vorzulegen (Abb. 1). Es handelt sich um den so charakteristischen Kreuzfuß einer Schale, die auf der Außenseite mit eingeschnittenen Linien und Einstichen ornamentiert ist. Er stammt, zusammen mit anderen keramischen Funden, von den „Steinkögeln", wenige Kilometer nördlich von Völkermarkt. Sehr bezeichnend ist, daß sich unter den Beifunden wieder das Fragment eines „Tonlöffels"

befindet, wie er aus Kärnten bereits mehrfach bekannt ist, wie er aber in den namengebenden Stationen des Laibacher Moores und von Vučedol nicht begegnet, vielmehr mit der Lengyelkultur in Zusammenhang steht, was wohl F. v. Tompa erstmalig erkannt hat. Wo sich die Scherben gegenwärtig befinden — ob im Museum Klagenfurt oder nicht — konnte zur Zeit nicht ermittelt werden; die Abbildungen wurden nach Lichtpausen von sehr sorgfältigen Zeichnungen angefertigt, die sich mit einem Fundbericht im Besitz des Museums Klagenfurt befinden. Daher kann auch nicht entschieden werden, ob die Kreuzfußschale eine Innenverzierung trug, wie es meist der Fall ist. Von der Form des Kreuzfußes sei hervorgehoben, daß er von denjenigen aus Laibach und aus Slavonien etwas abweicht, insoferne dort die Aussparung meist sehr scharf kreuzförmig gestaltet ist, daß er andererseits aber auch nicht dem Fund von Melk entspricht, wo auf der Unterseite nur eine einfache Delle erscheint.

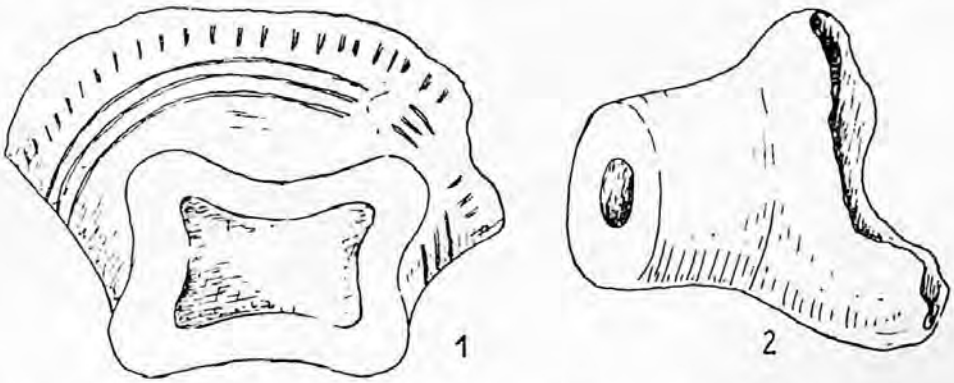


Abb. 1. Steinkögeln bei Völkermarkt (Kärnten). 1 Fuß einer Kreuzfußschale. 2 Bruchstück eines Löffels.

Gemessen an den typischen Laibacher Moor- und Vučedoler Kreuzfußschalen ist auch die Verzierung unserer Scherbe von den Steinkögeln durch Linien und Einstiche alleinstehend.

Was die Stellung dieses Vertreters der Laibacher Moor-Kultur, ebenso wie die anderen bisher verhältnismäßig geringfügigen Spuren dieses Kreises aus Kärnten anlangt, so glauben wir eigentlich weniger an einen kulturellen, das heißt letztlich einen auf Handelswirkung beruhenden Einfluß seitens eines Zentrums an der Save oder gar an eine ethnische Beeinflussung von dort in Form eines Einwanderns von Bevölkerungsteilen; vielmehr wird man vorläufig, so lange keine genügend große Fundzahl klarere Vorstellungen gestattet, einerseits für das Gebiet des mittel- und unterkärntnerischen Drautales mit den dazugehörigen Seitentälern und andererseits für den Bereich vom Laibacher Becken bis Slavonien usw. eine gemeinsame kulturelle Grundfärbung annehmen. Mit dieser Annahme werden lediglich verbindende Gemeinsamkeiten, in diesem Fall in der Herstellung der Tonware betont, ohne aber damit bereits

Schlüsse auf die Herkunft, das gegenseitige Verhältnis einzelner Gebiete zueinander — allfällige Abhängigkeit, primäres oder sekundäres Erscheinen und dgl. mehr — zu verbinden.

Hermann Müller-Karpe, Marburg a./Lahn.

Anmerkungen:

[1]) V. Hoffiller, Vučedol. Corpus Vasorum Antiquorum, Yougoslavie. Zagreb-Musée National. Yougoslavie, Fasc. 1; K. Willvonseder, Funde des Kreises Vučedol-Laibach in Österreich, Serta Hoffilleriana (Agram 1940), S. 11—23; A. Mozsolics, Verbreitung und Einfluß der Vučedolkeramik in Ungarn (ebendort, S. 25—29); P. Reinecke, Vučedol, Vinča und Altheim-Remedello (ebendort, S. 31—37); P. v. Patay, Frühbronzezeitliche Kulturen in Ungarn. Diss. Pann. Ser. II, Nr. 13 (1938); K. Willvoseder, Funde des Kreises Vučedol-Laibach aus Niederdonau und Ungarn. WPZ. 26, 1939, S. 135—147; P. v. Patay, Vučedolistílusu talpas tálak elterjedése Magyarországon (La répartition des plats à pied du type de Vučedol en Hongrie). AÉrt. 3 F. 1. 1940, S. 1—12; P. Reinecke, Zur Verbreitung der spätneolithischen Vučedolkeramik, Germania 25, 1941, S. 49—51; R. Ložar, Študije o Ljubljanski keramiki, Glasnik musejskega društva za Slovenijo 22, 1941, S. 1—35; ders., Stratigrafija in kronologija stavb na kolih pri Studencu. Ebendort 23, 1942, S. 85—94; ders., Šila in bodala iz stavb na kolih na Barju. Ebendort 24, 1943, S. 62 ff.